

stige für die SED-Führung. Sie hat es verstanden, das Festival klug an gefährlichen Klippen vorbeizusteuern. Den 25 000 Gästen aus aller Welt konnte man den Eindruck mit auf den Weg geben, daß im Herzen Europas eine starke politische Macht sich ihrer je verschiedenen revolutionären Anliegen annimmt. Der politisierten DDR-Jugend bot man dagegen das Schauspiel einer in weltweite Beziehungen eingespannten DDR, der Menschen aller Rassen und Kontinente ihre Reverenz erweisen. Auf Höhepunkte gelangte das Festival stets dort, wo sich die Exponenten des „antiimperialistischen Kampfes“, sei es die Amerikanerin *Angela Davis*, sei es *Yassir Arafat*, die Vietnamesen oder die Buschkämpfer aus Guinea-Bissau, der Menge präsentierten und die Faust zum Gruß erhoben. Hier zeigte sich eine gefühlsmäßige Übereinstimmung, die den Eindruck weltweiter Solidarität ganzer Völker assoziierte.

Von einem Dialog konnte dagegen nicht die Rede sein, höchstens von aneinandergereihten Monologen, soweit es die öffentlichen oder halböffentlichen Veranstaltungen betraf. Mit ihrem Demokratie-Verständnis kam daher auch die bundesdeutsche Delegation nicht so recht zum Zuge. Die östlichen Veranstalter zeigten sich an einer Gegen-

überstellung der Systeme, an einem Messen der Kräfte überhaupt nicht interessiert, und für die Mehrzahl der Ausländer muß es uninteressant gewesen sein, zwei Gesellschaftsformen miteinander zu vergleichen, von denen man nur die eine oberflächlich kennengelernt hat. Dennoch dürfte der Entschluß, nach Ost-Berlin zu gehen, richtig gewesen sein. Sicher haben alle Gruppen der Delegation dabei viel gelernt, besonders, wie man sich in einem kommunistischen Staat bewegt, wie man diskutiert, welche Taktik anzuwenden ist, um sich nicht ausknocken zu lassen. Man wird zukünftig darauf zu bestehen haben, daß die Geschäftsordnungen vorher ausgehändigt werden. Man wird für ähnliche Veranstaltungen zusätzliche Bedingungen einbauen müssen, von denen die Teilnahme abhängig zu machen ist. Schließlich bleibt die Frage nach der Entschlossenheit, den Wert der freiheitlichen Grundordnung der Bundesrepublik, des westlichen Demokratie-Verständnisses in totalitärer Umgebung darzustellen. Wo sie vorhanden war, dort darf ganz gewiß das bloße Auftreten westdeutscher Jugendlicher, die in freier Rede ihren Staat interpretierten, als außerordentlich wertvoller Beitrag zur west-östlichen Auseinandersetzung angesehen werden. Die Früchte solcher Begegnungen reifen langsam und unauffällig.

E.-A. Jauch

Kirchliches Zeitgeschehen

Materialien zur Priesterfrage

Die Priesterfrage ist neben pädagogischen Themen (vgl. S. 439, S. 474 und S. 476) Schwerpunkt der Berichterstattung dieses Heftes. Wir haben ein Dossier zusammengestellt, dessen Umfang uns die Leser nicht verübeln mögen. Es beginnt mit einem statistischen Überblick des Hamburger Soziologiedozenten Gregor Siefer über Priesterschaft und Priesternachwuchs. Diesem schließt sich in Form eines vorläufigen Resümées ein redaktioneller Beitrag über den soeben erschienenen Forschungsbericht zur Priesterumfrage von 1971 an. Den Schluß- und Schwerpunkt bildet ein Interview mit dem Bischof von Münster, Heinrich Tenhumberg. In diesem trägt u. W. zum ersten Mal ein Bischof in aller Deutlichkeit und Ausführlichkeit die Auffassung der deutschen Hierarchie über Ursachen und Folgen der Nachwuchskrise und ihre möglichen oder — nach Meinung der Hierarchie — unmöglichen Lösungen vor. (Eine ausführlichere Fassung des Beitrags von Siefer erscheint demnächst in dem Band „Sterben die Priester aus?“ bei Driewer, Essen).

Priester- und Priesternachwuchsstatistik

1. Gesamtzahl der Priester (vgl. Tab. 1)

Geht man von der Gesamtzahl der in den Diözesen der Bundesrepublik inkardinierten Priester aus (vgl. Tab. 1), dann ist man auf den ersten Blick überrascht und fragt sich, warum hier überhaupt von einem aussterbenden Beruf geredet wird. Denn die Gesamtzahl der Priester (Welt- zu Ordenspriester etwa im Verhältnis 4:1) ist seit etwa 20 Jahren fast konstant und liegt — stagniert — bei rd. 26 000. Man muß sagen stagniert, denn die Gesamtbevölkerung der BRD ist zwischen 1950 (47,6 Mill.) und 1971 (60,6 Mill.) um rd. 13 Mill. gewachsen, was einer Steigerungsquote von mehr als 27% entspricht. Schon unter diesem Aspekt ist die Zahl der Priester deutlich geringer geworden, zumal auch die absoluten Zahlen seit 1965 eine

zunächst nur leicht sinkende Tendenz aufweisen. Mindestens ebenso interessant wie die nach 1950 anhaltende Konstanz (d. h. relative Abnahme) der absoluten Zahlen ist die relative und absolute Steigerung der Priesterzahlen in den Jahren zwischen 1927 und 1938. Hier kommen ohne Zweifel zwei Variable ins Spiel, die man als Werbemittel zur Steigerung der Priesterzahlen allerdings nicht einsetzen kann: die allgemeine Wirtschaftskrise (mit ihren düsteren Berufsperspektiven für viele Alternativberufe incl. des Staatsbeamten) und zweitens die (anfängliche) Attraktivität eines leidlich noch funktionierenden Kirchensystems (Konkordat!) innerhalb (und gegen) ein betont kirchenfeindliches Regime (vgl. DDR, Polen).

Tabelle 1

Die Gesamtzahl der katholischen Priester im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik Deutschland 1915—1971

Jahr	1 Katholiken in Mill.	2 Ordens- priester	3 Welt- priester	4 Kathol.: OP u. WP Sp. 1: 2+3
1915	24,1	2015	22 305	991
1918	20,3	2388	18 977	950
1927	21,1	3413	20 480	883
1938	22,5	4763	22 813	816
1950	25,3	5193	20 591	981
1960	25,8	5911	20 053	994
1965	27,5	6428	20 204	1033
1966	27,8	6463	20 155	1045
1967	28,1	6534	20 171	1052
1971	28,2	26 206		1076

Quelle: Kirchl. Handbuch, Bd. XXV, S. 524, und Bd. XXVI, S. 511, Köln 1961 und 1969; für 1971: „Erste Ergebnisse“, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

Es wäre also falsch, aus den relativ „günstigen“ Zahlen voreilige Schlußfolgerungen zu ziehen. Aus der Tabelle kann man nur eine Konsequenz mit Sicherheit ziehen: die Konstanz der Zahl 26 000 täuscht angesichts der starken Zunahme der Gesamtbevölkerung in der BRD zwischen 1950 und 1970 darüber hinweg, daß dies bereits eine stetige Abnahme der Priesterzahl bedeutet.

Mit großer Wahrscheinlichkeit lassen sich vor dem Hintergrund der Zahlen von 1927/38 allerdings folgende Hypothesen formulieren: 1. Die Wahl des Priesterberufs hat auch etwas mit der wirtschaftlichen Gesamtlage zu tun. 2. Die Verbesserung der allgemeinen Berufschancen und die Zunahme der Freiheit, den eigenen Beruf selbst wählen zu können, haben auf die Entwicklung des Priesternachwuchses offenbar größeren „negativen“ Einfluß als eine kirchenfeindliche Staatspropaganda.

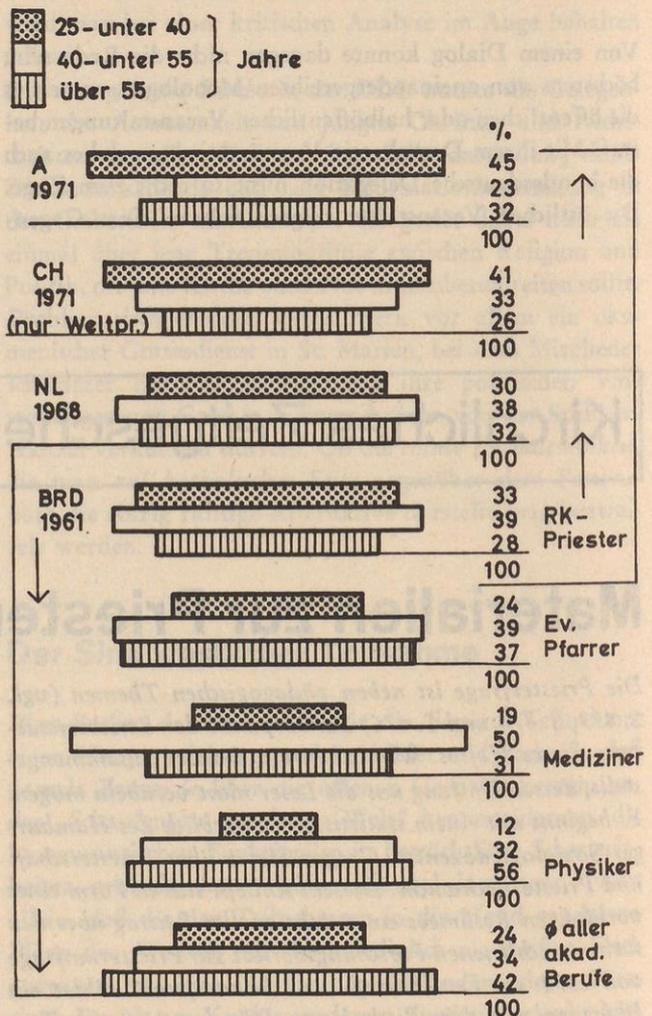
2. Altersgliederung (vgl. Graphik Nr. 1)

Erstaunlicherweise gibt das Kirchliche Handbuch (Amtl. statistisches Jahrbuch der katholischen Kirche Deutsch-

lands) keine Aufgliederung nach Altersjährgängen der Priester. Sie fallen als Nebenergebnis der Priesterumfragen mit an (vgl. ds. Heft, S. 460) oder sie sind aus der genaueren Analyse der Volkszählungsdaten zu ermitteln. Aber diese Daten liegen für die BRD nur für 1961 vor. Trotzdem ließ sich bereits damals feststellen, daß der katholische Klerus unter allen akademischen Berufsgruppen die bei weitem *ungünstigste Altersstruktur* aufwies, vor allem weil die Altersgruppe der über 55jährigen mit 33% Anteil am gesamten Klerus stärker war als die Gruppe der unter 40jährigen (28%).

Graphik Nr. 1

ALTERSGLIEDERUNG AKADEMISCHER BERUFSGRUPPEN



Quellen: Für Österreich: Österr. Priesterbefragung, Lineare-ergebnisse, Wien 1971, S.1.
 Für die Schweiz: Schweiz. Pastoral. soz. Inst., Arb. bericht Nr.13, S.27
 Für d. Niederlande: O. Schreuder, Der alarmierende Trend, München-Mainz 1970, S.40
 Für die BRD: H. Riese, Die Entwicklung des Bedarfs an Hochschulabsolventen in der BRD, Wiesbaden (Steiner) 1967, S.135 (Tab.17)

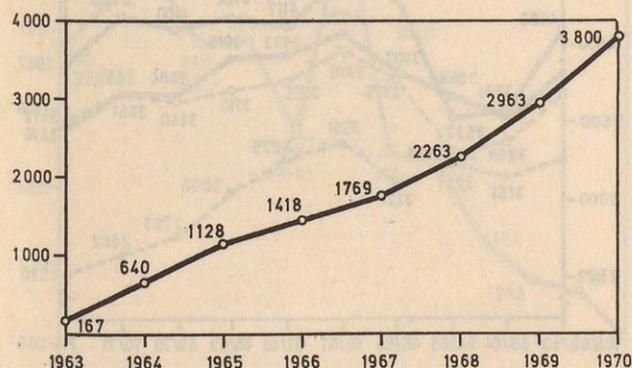
Fazit: Es ist jetzt bereits abzusehen und liegt deutlich vor aller Augen, daß schon aus Gründen der Altersstruktur der status quo nicht zu halten ist. Bezogen auf den Stand von 1961 müßten bis 1981 über 55% aller Priester ersetzt werden — auch diese „Ersatzrate“ ist die höchste unter allen akademischen Berufen. Daß die evangelischen Theologen hier mit 54,7% dichtauf folgen, mag ein ökumenischer Trost sein, er ändert aber nichts daran, daß die Steigerungszahlen beim Nachwuchs die höchsten sein müßten — in Wirklichkeit aber nicht einmal die geringsten unter allen „akademischen“ Berufen sind, sondern hinsichtlich der Theologie-Studierenden leicht, in bezug auf die Priesteramtskandidaten weiterhin stark fallen.

3. Amtsniederlegungen (vgl. Graphik Nr. 2)

Über *Amtsniederlegungen* war verständlicherweise aus offiziellen Quellen lange wenig zu erfahren. Bis in die Mitte der sechziger Jahre konnte man zumindest in der deutschen Kirchenstatistik darüber nichts finden. Erst das „Kirchliche Handbuch“, Bd. XXVI, 1962—68 (Köln 1969, S. 516), gibt für die Jahre 1964—68 einen Überblick, nach dem in dieser Zeit 195 Weltpriester (0,93%) und 85 Ordenspriester (1,3%) ihr Amt aufgegeben haben — die Hälfte davon aufgrund eines Gesuches um Laisierung. Das Bemühen, damit Gerüchten über sehr viel höhere Austrittszahlen entgegenzutreten, ist unverkennbar, andererseits glaubten damals (noch) manche Priester, einen derartigen Schritt nur durch eine Flucht in die Öffentlichkeit realisieren zu können, was vor allem in katholischen Gebieten zu einigen Komplikationen führte.

Graphik Nr. 2

ENTWICKLUNG DER VON DEN RÖMISCHEN BEHÖRDEN REGISTRIERTEN GESUCHE UM AMTSNIEDERLEGUNGEN 1963-70 (SUMME: 14 148; WELTKLERUS-STAND 1970: ca. 425 000)



Quelle: Schweizer. Pastoralsoziol. Institut, Arbeitsbericht Nr. 13, S.7

Nachdem die Amtsniederlegung besonders in Italien selbst zu einem Problem geworden war, entschloß sich das neu eingerichtete „Statistische Zentralamt der Kirche“ in Rom zur Veröffentlichung der in Graphik Nr. 2 dargestellten

Angaben. Nach Angaben des Schweiz. Pastoralsoziologischen Instituts kann man mit weiteren 10 000 nicht registrierten Austritten rechnen, so daß die Gesamtzahl für die Jahre 1963—70 etwa 22 000—25 000 betragen dürfte, was einem Anteil von etwa 5% des Weltklerus entspricht. Nach Angaben römischer Kommentatoren (vgl. FAZ, 1. 4. 72) verteilt sich die Zahl je zur Hälfte auf Welt- und Ordenspriester, etwa 40% aller Austritte beziehen sich auf Priester in Europa. — Eine 1970 in den deutschen Diözesen zu diesem Thema durchgeführte Umfrage wurde nur zögernd beantwortet. Auf der Basis eines Zwischenergebnisses aus 11 Diözesen (von 22) ließ sich 1970 bereits feststellen: 1. Der *Schwerpunkt der Amtsniederlegungen* liegt bei den jüngeren Weihejahrgängen. 2. Bei diesen liegt er in der BRD sicher über 5%. (Von 737 zwischen 1960—64 in 11 Diözesen geweihten Priestern hatten bis 1970 52 ihr Amt niedergelegt.)

4. Allgemeine Entwicklung der Zahlen der Theologiestudierenden (vgl. Tabelle 2)

Diese Tabelle ist nicht nur wegen ihrer Darstellung einer relativen *Langzeitentwicklung* aufschlußreich, sondern vor allem auch wegen der darin angedeuteten Bezüge zur Entwicklung in der evangelischen Kirche und zur quantitativen Veränderung der Theologie im Anteil an der Gesamtheit der Studierenden.

Tabelle 2

Theologiestudenten (ev.-kath.) 1890—1971. Gesamtzahl — in v. H. aller deutscher Studenten — bezogen auf jeweils 1 Mill. Kirchenmitglieder ev./kath.

Jahr	Gesamtzahl		in % deutscher Studenten		bezogen auf 1 Mill. Kirchenmitgl.	
	ev.	kath.	ev.	kath.	ev.	kath.
1890	4600	2400	16	8	150	110
1900	2500	3000	10	12	60	140
1914	4300	3600	6	5	100	150
1919	3900	3500	4	4	90	210
1924	1900	3100	2	3	45	140
1928	3500	3900	4	4	90	210
1932	7400	4500	7	4	180	220
1939	1300	3800	1	3	30	220
1947	2900	4000	3	3	120	180
1950	4300	4800	4	4	175	220
1955	2600	5000	2	3	100	220
1959	3200	4000	2	3	125	180
1962	3700	3200	2	2	140	140
1968	4200	3900	1,5	1,5	140	130
1971	3800	3500	1,0	0,9	130	125

Quellen: K.-W. Dahm, Beruf: Pfarrer, München 1972, S. 52 f. Statistische Quellen: vgl. RGG 3. Aufl. Bd. V, Sp. 283—289; Kirchl. Jahrbuch (ev.) bis Jg. 1968; Kirchl. Handbuch (kath.) bis Bd. 26 (Köln 1969) und Statist. Jahrbuch der BRD (bis 1970) und Gr. Hochschulstatistik des Statist. Bundesamtes (bis SS 1971).

Bestätigt auch diese Tabelle wieder, daß die Phase mit den relativ höchsten Nachwuchszahlen an katholischen

Theologen in den dreißiger Jahren lag, so ist schon seit 1955 ein — bezogen auf die Zahl der Gläubigen — deutliches Fallen der Nachwuchsquote zu beobachten, das aber auch 1971 (125) noch *über* der vergleichbaren Zahl aus dem Jahre 1890 lag (110). Andererseits lag diese Meßzahl seit 1900 (140) bis 1962 (ebenfalls 140) immer deutlich über den Zahlen der evangelischen Theologen, die erst in der Mitte der sechziger Jahre die Katholiken wieder zu überrunden beginnen. Vergleicht man beide Konfessionen miteinander, so fällt die bei allen Unterschieden doch sichtbare Konstanz und Stabilität der „katholischen“ Zahlen gegenüber den evangelischen auf. Man darf als Gründe dafür drei Argumente ins Feld führen:

a) die evangelische Kirche war (und ist) stärker als die katholische mit dem politischen Schicksal der deutschen Staaten und Länder verbunden gewesen, reagierte auf wirtschaftliche und politische Umbrüche also unmittelbarer, zumal auch der Pfarrernachwuchs fast ausschließlich aus der in dieser Hinsicht besonders empfindsam reagierenden Schicht des mittleren Bürgertums stammte; b) eine Folge dieser Reagibilität mag man — mit *Dahm* (Beruf: Pfarrer, München 1972, S. 55 ff.) — in der Wirkung einzelner überragender Theologen sehen, so 1890 (noch) Albrecht Ritschl, 1932 Karl Barth;

c) die Katholiken hatten nach dem „Kulturkampf“ (1871 bis 1876), den sie in gewisser Hinsicht als gewonnen betrachten durften, die daraus folgende Skepsis gegenüber „Berlin“ stets mit einer besonderen Treue gegenüber „Rom“ kompensiert — am deutlichsten noch unter Pius XII. Und bei allen möglichen Konflikten mit der staatlichen Autorität — in den dreißiger nicht minder als in den sechziger Jahren (Konfessionsschulstreit) — wurde der „Kulturkampf“ schnell zum Interpretations- und Handlungsmodell. Diese Phase einer durchaus verständlichen „ultramontanen“ Orientierung der deutschen Katholiken ging — aus vielerlei Gründen — in den sechziger Jahren zu Ende.

Bei der Interpretation der Tabelle muß man allerdings noch beachten, daß in den früheren Jahren ein katholischer Theologiestudent in der Regel ein Priesteramtskandidat war, während das heute nur noch für ca. 50% der Studenten zutrifft. Vielleicht nur vorübergehend wächst auch die Quote derjenigen, die sich zum Priesteramt melden, Theologie studieren, sich dann aber doch nicht weihen lassen. Konnte man hier lange mit etwa 60% Priesterweihen eines Eintrittsjahrgangs rechnen, so liegt diese Quote zur Zeit auch nur bei höchstens 30 bis 40%.

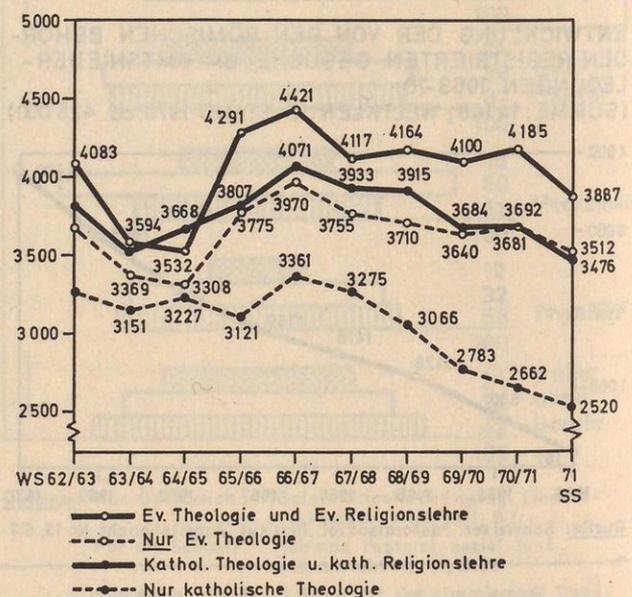
5. Genauere Entwicklung der Zahlen der Theologiestudierenden in der BRD seit 1962/63 (Graphik Nr. 3)

Die Große Hochschulstatistik unterscheidet zwischen Studierenden der Ev. bzw. Kath. Theologie und solchen der

Ev. bzw. Kath. Religionslehre. Damit war ursprünglich eine Trennung von Pfarrern/Priestern und Religionslehrern gemeint, jedoch ist diese Grenze zunehmend fließend geworden, da in beiden Konfessionen ein nicht geringer Teil von Absolventen der Theologie später doch nicht in den Kirchendienst, sondern — als Lehrer — in den Staatsdienst geht, was in der Regel allerdings das Studium eines zweiten Schulfachs voraussetzt. Hinzu kommt, daß ein schwer abzuschätzender Teil von „Theologen“ sich als Laien-theologe begreift und an einigen Hochschulen auch in diesem Studiengang einen Diplomabschluß erreichen kann. Eine Übernahme in den Kirchendienst ist dann nicht ausgeschlossen — besonders in der Sozial- oder Bildungsarbeit (vor allem in der Erwachsenenbildung), aber als Priesteramtskandidaten kommt diese Gruppe von zur Zeit ca. 50% aller katholischen Theologiestudenten von vornherein nicht in Frage. Beachtenswert bei der Interpretation der Graphik Nr. 3 ist vor allem a) daß — bei stärkerer Schwankung der evangelischen Zahlen im Detail — langfristig der katholische Trend deutlicher abfällt, b) daß die Schere zwischen religiös und theologisch Interessierten (Theologie und Religionslehre = durchlaufende Linie) und den ausdrücklich Theologie (und nicht Religionslehre) Studierenden bei den Zahlen der katholischen Studenten zunehmend stärker auseinanderklafft, während sie im evangelischen Bereich einigermaßen konstant zu bleiben scheint.

Graphik Nr. 3

ZAHLE DER THEOLOGIE-STUDENTEN AN HOCHSCHULEN DER BRD 1962/63 - 1971



Quellen: Große Hochschulstat. des Statist. Bundesamtes (Bevölk. u. Kultur, Reihe 10, Bildungswesen, V. Hochschulen (bzw. Studenten an Hochsch.) jeweils Wintersemester (für 1971: Sommersemester))

6. Entwicklung der absoluten Zahlen der Priesteramtskandidaten und der Priesterweihen in der BRD und einigen Nachbarländern (vgl. Graphiken Nr. 4, 5 u. 6)

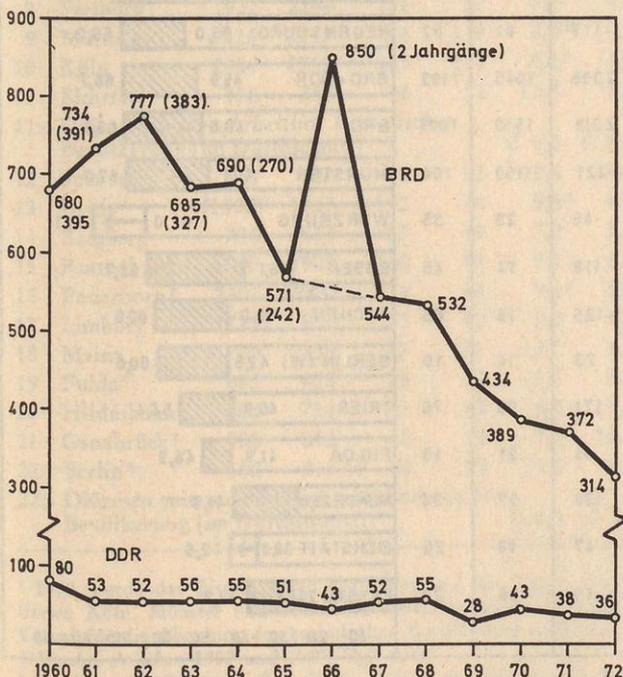
Die Kurve zeigt nach einem bedingten letzten Höhepunkt zu Konzilsbeginn (1962: 777) eine ständig fallende Tendenz, da man den Anstieg des Jahres 1966 auf die Umstellung des Abiturtermins von Ostern auf den Herbst zurückführen muß.

Priesteramtskandidaten		Priesterweihen		%
1960	680	1966	395	58,1
1961	734	1967	391	53,4
1962	777	1968	383	49,1
1963	685	1969	327	47,4
1964	690	1970	270	39,1
1965	571	1971	242	42,4
[1966	850 (2 Jhg.)	1972 (bis 15. 11.)	200	23,5]

Wenn wir den Jahrgang 1966/72 wegen der organisatorischen Besonderheiten und wegen der für 1972 noch unvollständigen Zahlen einmal unberücksichtigt lassen, so bleibt auf jeden Fall erkennbar, daß sich im Laufe der sechziger Jahre die Quote der wirklich zu Priestern Geweihten (gegenüber den Kandidaten) einerseits ständig vermindert hat, andererseits aber offenbar — bei insgesamt stark verminderter Zahl von Kandidaten — mit

Graphik Nr. 4

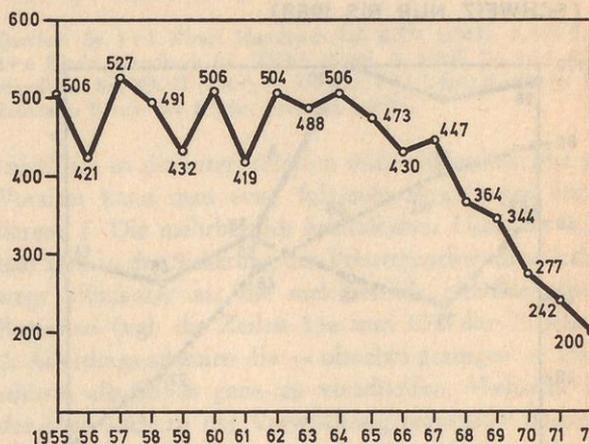
ZAHLE DER PRIESTERAMTSKANDIDATEN IN DER BRD UND IN DER DDR 1960-1972 (IN KLAMMERN DIE ZAHLE DER JEWEILS 6 JAHRE SPÄTER ZU PRIESTERN GEWEIHTEN)



Quelle: Berichte der "Regentenkonferenz" 1970 u. 1972

Graphik Nr. 5

PRIESTERWEIHEN (WELTPRIESTER) IN DER BRD 1955-1972



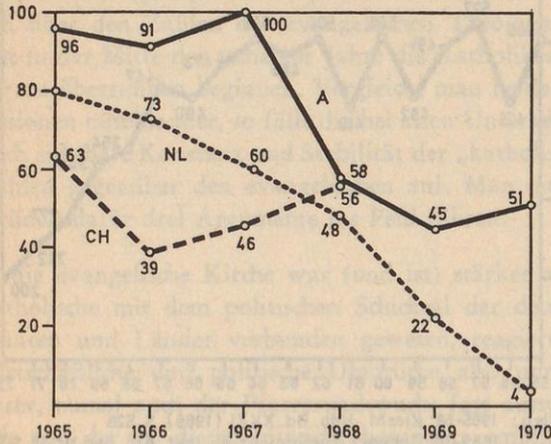
Quellen: 1955-68: Kirchl. Hdb. Bd. XXVI (1969) S. 528
1969-70: Schweiz. Pastoralsoziol. Inst. Arb. ber. Nr. 13 S. 7
1971-72: Info-zentrum Berufe der Kirche, Freiburg

ca. 40% eine Grenze erreicht ist: einfach weil die meisten derer, die bislang im Seminar einen Berufsirrtum zu erkennen glaubten, sich heute gar nicht mehr anmelden.

Schwer zu interpretieren sind die Zahlen der DDR, die zwar auch zurückgehen, aber insgesamt — vor allem bis 1968 — eine große Stabilität aufweisen. Kurz- und mittelfristig sieht es so aus, als ob eine deutlich kirchenfeindliche (und nicht etwa gleichgültig-indifferente) Atmosphäre der offiziellen Öffentlichkeit für einen (begrenzten) Priesternachwuchs offenbar attraktiv ist, langfristig scheint auch hier ein Arrangement mit den „Realitäten“ unvermeidbar. Die ohnehin jeweils sehr viel kleineren Zahlen aus den Niederlanden, der Schweiz und Österreich zeigen an, daß der Trend dort ähnlich ist, schließlich — wie im Fall Österreich — sich jedoch auf einem stark reduzierten Niveau einpendelt. Das fast abrupte Ausbleiben jeglichen Priesternachwuchses wie in den Niederlanden ist soziologisch als fast typischer Fall einer Anomie — einer „Regellosigkeit“ — zu interpretieren, die ihren realen Grund in der extremen Polarisierung zwischen den beiden „Katholizismen“ hat, die das Bild der holländischen Kirche zu Beginn der siebziger Jahre prägten. Ein minimaler Anstieg in den beiden letzten Jahren — dem Vernehmen nach etwa 10 Weihen pro Jahr — besagt demgegenüber statistisch zwar eine Verdoppelung, real aber wenig. Interessant ist, daß angesichts einer derartigen Situation auch der — gar nicht einmal so schwache — konservative Flügel des holländischen Katholizismus für den Priesternachwuchs kaum eine Rolle spielt, während die „Progressiven“ aus nicht ganz unverständlichen Gründen zurückhaltend sind. Der Verzicht auf die Priesterweihe erspart Autoritätskonflikte, ohne Probleme dürfte auch diese Vermeidungsstrategie nicht sein.

Graphik Nr. 6

PRIESTERWEIHEN (WELTPRIESTER) IN DEN NIEDERLANDEN IN ÖSTERREICH UND IN DER SCHWEIZ (SCHWEIZ NUR BIS 1968)



Quelle: Schweizer. Pastoralsoziol. Institut Arb.bericht Nr.13, S.7

7. Relative Entwicklung des Priesternachwuchses – gegliedert nach Diözesen (vgl. Graphik Nr. 7 und Tabelle 3)

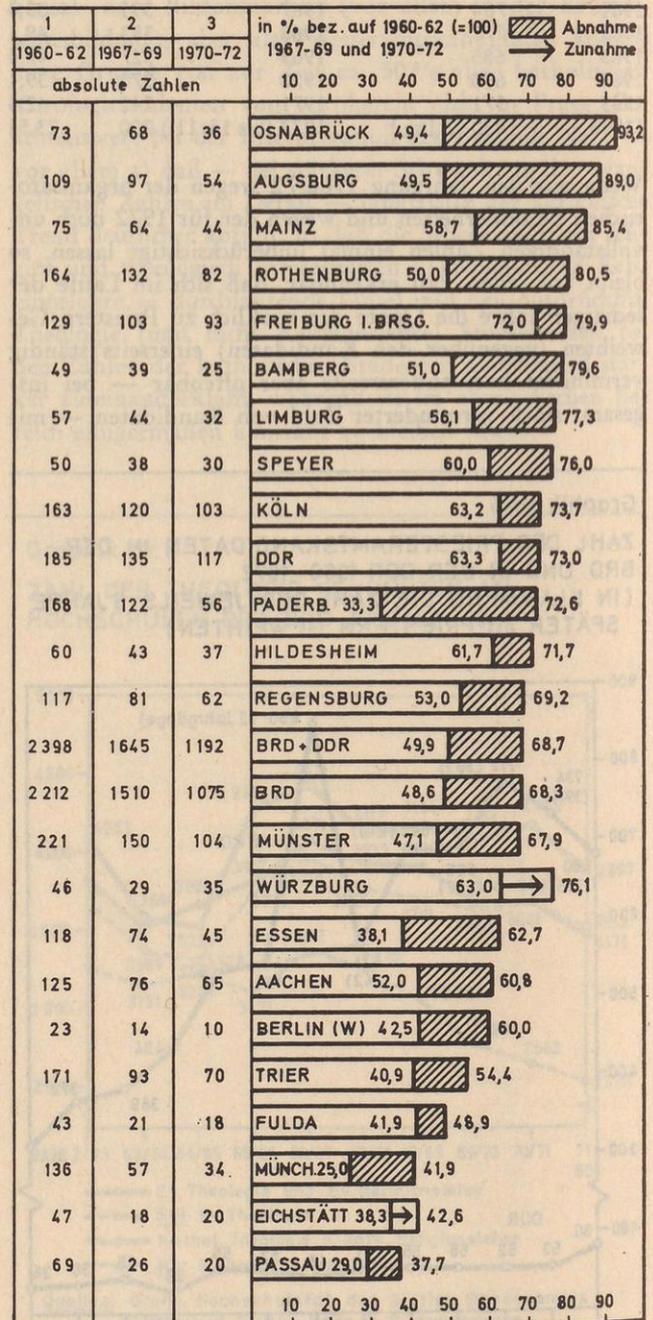
Basis für die Aussagen der Graphik Nr. 7 ist zunächst die Zahl der Priesteramtskandidaten, also derjenigen, die sich bei ihrem Diözesanbischof in den Jahren 1960–62, 1967 bis 1969 und 1970–72 gemeldet haben. Da der Unterschied von Jahr zu Jahr und von Diözese zu Diözese angesichts der insgesamt kleinen Zahlen relativ groß ist, schien es notwendig, jeweils drei Jahrgänge zusammenzufassen. Die reale Summe der Kandidaten (nicht etwa die jährliche Durchschnittszahl) ist in den Spalten 1, 2 und 3 ausgewiesen. Dann ist die 3-Jahres-Gruppe 1960 bis 1962 = 100 gesetzt, und darauf sind die Zahlen der Jahrgangsguppen 1967–69 und 1970–72 prozentual bezogen. Geordnet ist die Reihenfolge nach dem Stand der Jahre 1967–69. Der relative Rückgang zwischen 1960/62 und 1967/69 ergibt sich also aus der Distanz zwischen Balken und rechtem Rand der Graphik. Die jeweilige Länge des schwarzen Balkens signalisiert den weiteren Rückgang in den Jahren 1970–72 oder – bei Würzburg und Eichstätt – zeigt ein Pfeil (→) die schwache Wiederzunahme. Die Interpretation einer solchen Graphik wirft einige Probleme auf.

Zunächst ist eine Diözese als statistische Meßregion ein sehr heterogenes Gebilde. Die Durchschnittszahl des Katholikenanteils (vgl. Tab. 3) verwischt etwas die Tatsache, daß vor allem bei großräumigen Diözesen – wie z. B. Osnabrück mit 13% Katholikenanteil an der Gesamtbevölkerung – die Verteilung extrem unterschiedlich ist, so daß Gebiete mit extrem hohem Katholikenanteil (z. B. Dekanat Freren mit 93%) mit Regionen minimaler katholischer Minderheiten (Dekanat Flensburg 4%) zusammengerechnet werden. So kann man nur mit großer Vorsicht von Diözesen mit mehrheitlich nicht-

katholischer Bevölkerung sprechen, da das etwa hinsichtlich der Priesternachwuchszahlen statistisch durchschlagende Verhalten durch Besonderheiten der konfessionellen Enklaven bedingt sein kann. (Im Fall Osnabrück: Emsland.) Eindeutiger sind dagegen die mehrheitlich katholischen Gebiete einzuordnen, wo – wie z. B. in der Di-

Graphik Nr. 7

RELATIVE ENTWICKLUNG DES NACHWUCHSES AN PRIESTERAMTSKANDIDATEN 1960/62 – 1970/72 (GEORDET NACH DEM 1967-69 NOCH GEHALTENEN V.H.-ANTEIL GEGENÜBER 1960-62)



Quelle: Jahresberichte der "Regentenkonferenz" 1970 und 1972 (unter Korrektur der 1970 für Köln 1960/62 zu niedrig ausgewiesenen Zahlen)

öseze Passau (93% Katholiken) — für nichtkatholische Minderheiten (statistisch) kaum noch Platz ist. Da die Deutung der relativen Entwicklung *allein* wenig aufschlußreich und eher mißverständlich ist, wurde in Tabelle 3 eine Gliederung der Diözesen nach Katholikenanteil an der Gesamtbevölkerung und nach der „Produktionsziffer“ von Neupriestern — bezogen auf jeweils 100 000 Katholiken — versucht. Das ergibt zunächst insofern eine erstaunliche *Gleichverteilung* von 11 zu 11 Diözesen, in denen jeweils mehr oder weniger als 50% der Gesamtbevölkerung katholisch sind. Da in den Spalten 3 und 4 die — noch geringeren — Zahlen der wirklich geweihten Neupriester zugrunde gelegt wurden (und nicht die der Priesteramtskandidaten), sind jeweils 5 Jahrgänge um das Jahr 1960 und um das Jahr 1970 herum zusammengefaßt.

Tabelle 3

Entwicklung des Priesternachwuchses in den Diözesen der BRD 1958/62 — 1968/72 — bezogen auf je 100 000 Katholiken (Die Diözesen sind geordnet nach dem v.-H.-Anteil der Katholiken an der jeweiligen Gesamtbevölkerung)

Diözese	Absolute Zahlen				Verhältniszahlen	
	1	2	3	4	5	6
	Katholiken in 1000	Katholiken in 1000	Neupriester (5 Jahrgänge) 1958/62	Neupriester (5 Jahrgänge) 1968/72	Neupriester auf 100 000 Kathol. 1958/62	Neupriester auf 100 000 Kathol. 1968/72
1 Passau	479	508	57	42	11,9	8,3
2 Regensburg	1223	1312	112	77	9,1	5,9
3 München	1935	2206	134	62	7,0	2,7
4 Augsburg	1391	1501	113	93	8,1	6,2
5 Aachen	1326	1470	117	73	8,8	5,0
6 Trier	1731	1909	160	69	9,2	3,6
7 Würzburg	881	959	59	47	6,7	4,9
8 Freiburg	1922	2244	181	97	9,4	4,3
9 Münster	2324	2113 ¹	186	137	8,8 ³	6,5
10 Köln	2884	2712 ¹	165	114	6,1 ³	4,2
11 Eichstätt	336	388	46	31	13,7	8,0
11a Diözesen mit <i>mehrheitlich katholischer</i> Bevölkerung (im Durchschnitt):					ϕ 9,0	ϕ 5,4
12 Speyer	618	700	62	32	10,4	4,6
13 Essen	(1417) ¹	1417	122	70	8,6 ³	4,9
14 Bamberg	786	834	57	49	7,2	5,9
15 Rottenburg	1549	1909	140	92	9,1	4,8
16 Paderborn ²	2507	1943 ¹	219	98	9,6 ³	5,0
17 Limburg	788	903	73	42	9,3	4,7
18 Mainz	709	859	97	39	13,7	4,5
19 Fulda ²	685	435	75	30	11,0	6,9
20 Hildesheim	663	734	41	42	6,2	5,7
21 Osnabrück ²	850	812	68	82	8,0	10,1
22 Berlin ²	586	215	68	15	11,6	6,9
22a Diözesen mit <i>mehrheitlich nichtkatholischer</i> Bevölkerung (im Durchschnitt):					ϕ 9,5	ϕ 5,7

¹ 1958 wurde das Bistum Essen gegründet und aus Teilen der Diözesen Köln, Münster und Paderborn zusammengefügt. Das ist ein Grund für die Abnahme der katholischen Bevölkerung in diesen drei Diözesen zwischen 1957 und 1967. Vgl. auch².

² In den vier Diözesen Paderborn, Fulda, Osnabrück und Berlin wurde für 1967 bzw. 1968—72 nur der jeweils westliche Teil berücksichtigt. Deshalb in Sp. 2 eine Verminderung der Katholikenzahl

und in Sp. 6 eine z. T. deutliche Veränderung des v.-H.-Anteils der Katholiken an der Gesamtbevölkerung.

³ Bei der Errechnung der Meßzahlen für die Neupriester 1958—62 wurden für die Diözesen Köln, Münster und Paderborn bereits die infolge der Neuerrichtung des Bistums Essen verminderten Bevölkerungszahlen zugrunde gelegt.

Quellen: Sp. 1+2 Kirchl. Handbuch Bd. XXV (1962), S. 570 ff. Sp. 2+6 Kirchl. Handbuch Bd. XXVI (1969), S. 592 ff. Sp. 3+7 Kirchl. Handbuch Bd. XXVI (1969), S. 528. Sp. 4+6 lt. Auskunft des Informationszentrums Berufe der Kirche, Freiburg (1972).

Inhaltlich ist die Interpretation nicht einheitlich. Mit aller Vorsicht kann man etwa folgende Hypothesen formulieren: 1. Die mehrheitlich katholischen Diözesen waren und sind in der Sicherung des Priesternachwuchses keineswegs effizienter als die mehrheitlich nichtkatholischen Regionen (vgl. die Zeilen 11a und 22a der Tabelle 3). 2. Allerdings scheinen die — ohnehin geringen — Unterschiede allmählich ganz zu verschleifen. Vielleicht liegt das aber auch an der Verwischung regionaler Besonderheiten in den Durchschnittszahlen der relativ großen Erhebungsgebiete, wengleich ohne Durchschnittszahlen Trends überhaupt nicht erkannt werden können. 3. Betrachtet man die Graphik 7, so fällt für die Jahre 1970 bis 1972 der relativ große Rückgang besonders in den katholischen *Landgebieten* auf (Osnabrück [Emsland], Augsburg, Paderborn), was vermuten läßt, daß der Prozeß der „Säkularisierung“ hier relativ später als in den anderen Regionen seine Folgen zeigt. Das schließt übrigens nicht aus, daß die Nachwuchszahlen hier immer noch relativ hoch liegen. Das gilt auch für Passau, das einen besonders starken Einbruch der Nachwuchszahlen allerdings schon Mitte der sechziger Jahre und nicht erst 1970 bis 1972 aufweist. 4. Ein ausgesprochen schlechtes Klima für die Gewinnung von Priesternachwuchs scheint die mehrheitlich katholische Großstadt zu sein — Extremfall München, während die konfessionelle „Konkurrenz“-situation zwar immer etwas in der Gettoisierungsgefahr steht, aber ähnliche, relativ günstige Nachwuchszahlen hat (Rottenburg, Limburg, Speyer, aber auch Berlin). 5. Ist aus den Zahlen der Sp. 7 in Tabelle 3 erkennbar, daß die Landgebiete um 1960 herum auch in der BRD offensichtlich immer noch der Hauptnährboden des Priesternachwuchses waren, so wird man für die soziale Entwicklung der sechziger Jahre insgesamt die Veränderung des Lebens auf dem Lande, vor allem eben den starken Rückgang von Erwerbstätigen in der Landwirtschaft in Rechnung stellen müssen.

8. Regionale Herkunft des Priesternachwuchses in der BRD (vgl. Tabelle 4)

Obwohl allerneueste Zahlen nur aus den Umfragen vorliegen, ist hinsichtlich der Ortsgemeindegrößen ein stetiger schwacher Trend erkennbar, der sich mit folgenden Feststellungen beschreiben läßt.

1. Auch in der katholischen Bevölkerung ist eine allmähliche Drift in größere Gemeinden zu erkennen, was vor

allem zugunsten der Klein- und Mittelstädte ausschlägt. Statistisch ist die Abnahme in den Gemeinden unter 2000 Einwohnern und die Stagnation des Zuzugs in die Großstadt allerdings auch dadurch erklärbar, daß Bewohner und Zuziehende gerade wachsender Großstadtagglomerationen sich in stadtnahen Landgemeinden ansiedeln. Das verringert statistisch die Zahl der Kleinstgemeinden, da diese über die 2000er-Grenze anwachsen, und es läßt die Zahl der Großstadtbewohner stagnieren. (Ein Teil dieser Mobilität findet also nur in der Statistik statt, insofern die Ortsgemeinden ihre Kategorie verändern.)

2. Dennoch bleibt deutlich erkennbar, daß die Großstadt — wegen ihres differenzierteren Angebots an Alternativen (?) — in den Priesternachwuchsziffern immer unter dem Durchschnitt des jeweiligen Jahres lag, die Mittelstadt (5000—100 000) allerdings stets etwas darüber, während die Kleinstgemeinde (bis 2000 Einwohner) nach wie vor relativ am stärksten zum Priesternachwuchs beiträgt. Die Vermutung liegt nahe, daß, gerade wegen der atypischen Situation dieses Ortstyps in einer Industriegesellschaft, hier der Priesterberuf als ein Weg und eine Möglichkeit des sonst kaum möglichen sozialen Aufstiegs gesehen wird (überwiegend durch Internatserziehung).

3. Jegliches Bemühen um eine Belebung des Priesternachwuchses, das rückblickend und sehnsüchtig auf die in dieser Hinsicht offenbar förderliche Atmosphäre des kleinen Dorfes fixiert ist, wird in Rechnung stellen müssen: a) die Großstädte in der BRD wachsen statistisch kaum noch; b) das (nur noch partielle) Bevölkerungswachstum akkumuliert sich besonders in den stadtnahen Landgemeinden,

Tabelle 4

Herkunft der kath. Theologiestudierenden (Weltpriester) nach Größe der heimatlichen Ortsgemeinde

Zeile 1: Kathol. Theologiestudierende / je 100 000 Katholiken
Zeile 2: (Prozentualverteilung der kath. Wohnbevölkerung)

	insges.	unter 2000	2000 bis 5000	5000 bis 100 000	über 100 000
1954	14,7 (100,0)	15,7 (25,3)	14,6 (14,8)	15,3 (34,2)	13,2 (25,7)
1961/62	13,3 (100,0)	14,9 (22,4)	13,8 (14,5)	13,8 (36,3)	11,1 (26,8)
1965/66	12,0 (100,0)	13,5 (22,3)	12,6 (14,7)	12,6 (37,0)	9,7 (26,0)
1971	9,2 (100,0)

Quelle: Kirchl. Handbuch Bd. XXV und XXVI (Köln 1962 und 1969), S. 531 bzw. 522.

so daß zunehmend weithin zusammenhängende Stadtlandschaften entstehen, in denen die kleinen Ortsgemeinden aufgehen.

4. Diese generelle Verhaltensorientierung an „der Stadt“ bewirkt nicht nur eine formale Verbesserung der Ausbil-

dungschancen (und damit eine Differenzierung beruflicher Alternativmöglichkeiten), sondern wirkt sich auch in katholischen Familien in einer Verringerung der Kinderzahlen aus. Das Berufsproblem des „zweiten Sohnes“ entsteht oft deswegen nicht mehr, weil ein zweiter Sohn gar nicht mehr da ist.

9. Die soziale Herkunft des Priesternachwuchses (vgl. Tabelle 5)

So sehr die Probleme des Theologennachwuchses heute auch die evangelischen Kirchen in der BRD betreffen, im Hinblick auf die *soziale Herkunft* der Theologiestudenten unterscheiden sich beide Konfessionen nach wie vor sehr erheblich. Hat die in der deutschen Geistesgeschichte vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts kaum zu unterschätzende Rolle des „evangelischen Pfarrhauses“ schon sehr früh dazu geführt, daß gerade Pfarrersöhne ebenfalls Theologen wurden, ja oft die Pfarrstelle ihres eigenen Vaters anstrebten, so war der katholische Klerus dank des Zölibats seit langem darauf angewiesen, einen Großteil seines Nachwuchses aus anderen — und das heißt auch aus den sog. „niedereren“ Bevölkerungsschichten zu rekrutieren. Arbeiter- und Bauernkinder, die seit eh und je (und auch heute noch) zu den Benachteiligten unseres in diesem Sinne wirklich bürgerlichen Bildungssystems gehören, stellten immer einen relativ großen Anteil am Priesternachwuchs der Katholiken. Hatten 1952 32% aller Studenten in der BRD einen Akademiker zum Vater, so galt das sogar für 40% aller Studenten der evangelischen Theologie, aber nur für 10% der katholischen Theologen (vgl. Dahm, a. a. O. S. 87). Entsprechend lag schon 1959/60 der Anteil der Arbeiterkinder einzig und allein bei den katholischen Theologiestudenten bei 18,3%, während er für die anderen Fächer zwischen 2 und 5,6% schwankte (vgl. R. Dahrendorf, Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, Tübingen [Mohr] 1965, S. 12). Inzwischen ist dieser Anteil generell gestiegen, er liegt im Durchschnitt aller Fächer bei ca. 10% — bei den katholischen Theologen aber bereits bei 20%.

Tabelle 5

Soziale Herkunft der Theologiestudierenden in der BRD (Weltpriester)

	Selbst. (ohne Landw.)	Land- wirte	Beamte u. An- gestellte	Arbeiter (o. Land- arbeiter)	Land- arbeiter	zus.
1951	19,7	17,5	46,4	15,7	0,7	100
1956	19,2	17,1	44,2	18,7	0,8	100
1961	19,2	16,1	44,2	19,5	1,0	100
1966	18,4	14,5	44,5	22,1	0,5	100
1971 (nur Studienanfänger)	20	12	45	23	0	100

Quellen: Kirchl. Handbuch Bd. XXV und XXVI (Köln 1962 und 1969) S. 533 und 525; für 1971: Gr. Hochschulstatistik des Stat. Bundesamtes, WS 1970/1, S. 92.

Dieser Anstieg ist nun sicher nicht auf das verstärkte Interesse von Arbeitersöhnen an Theologie zurückzuführen, sondern auf eine Folge der relativen Abnahme der Landbevölkerung, die weit überproportional am Priesternachwuchs beteiligt war und auch immer noch ist. (Der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen liegt auch in der BRD jetzt nur noch bei ca. 8%.) Hinzu kommt offenbar eine verstärkte Aufmerksamkeit seitens des Klerus gegenüber der Arbeiterbevölkerung, deren Kinder durch das aus vielerlei Gründen (auch wegen der relativ höheren Geschwisterzahl) erklärbare Unvermögen, formale Bildungschancen auch wirklich wahrzunehmen, in ihrer Berufswahlfreiheit nach wie vor benachteiligt sind. Trotz dieses an sich begrüßenswerten Trends, mehr Studenten aus der Arbeiterschicht zu gewinnen, wird man nicht in den Fehler verfallen dürfen, hier eine theologische Reservarmee entdecken zu wollen, die das aussterbende Landvolk ersetzen könnte. „Wenn es noch ein statistisch ins Gewicht fallendes Potential für Priesterberufe gibt, dann liegt es hier. Das allerdings verlangt kontinuierliche Aufmerksamkeit in den Pfarren und das Vorhandensein ausreichender und geeigneter Internate. Söhne von Arbeitern sind besonders in der Volksschulzeit ansprechbar und leisten die Höhere Schule bei entsprechender Begabung dann relativ leicht, wenn sie in geeigneten Internaten wohnen können und dort entsprechend betreut werden“ — so das „Kirchliche Handbuch, Bd. XXVI (1969) S. 517 bis 531. Abgesehen davon, daß die Arbeiterschaft niemals in einer der Landbevölkerung vergleichbaren Weise in der Kirche verwurzelt war und insofern überhaupt nur eine sehr kleine Gruppe von Arbeitern überhaupt ansprechbar ist, dürfte die Werbung von Kindern in der Volksschulzeit und die mit der Internatsförderung verbundene Erwartung, Priester werden zu sollen, dieselben Probleme produzieren, deretwegen sich heute die Priesterseminare leeren und ordinierte Priester ihr Amt niederlegen.

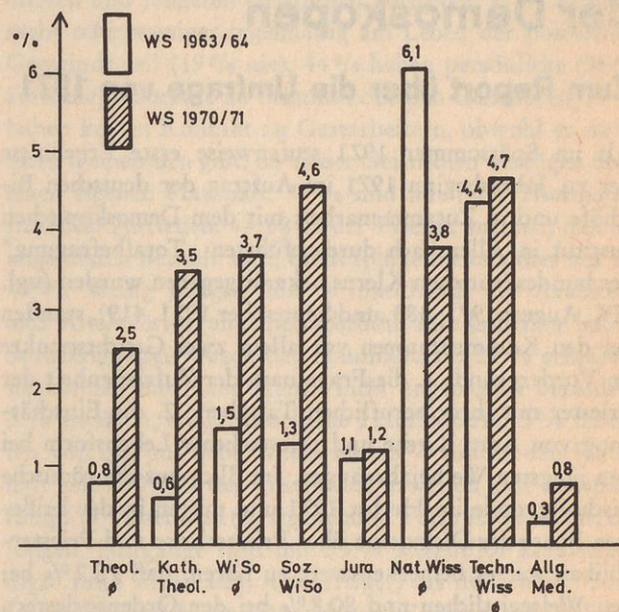
10. Zur Entwicklung der Studiendauer in der BRD (vgl. Graphik Nr. 8)

Angesichts der zunehmenden Probleme, die sich heute generell bei der Studienaufnahme stellen — der allgemeine numerus clausus für alle Fächer und für alle Universitäten ist in den nächsten Jahren fast zwangsläufig —, wird das Fach Theologie insofern eine besondere Rolle spielen, als es aller Wahrscheinlichkeit nach seine Anteilsquoten gar nicht erfüllen wird, also das einzige Fach — oder eines von wenigen Fächern — sein dürfte, das bei Überfüllung aller anderen Fakultäten freie Studienplätze anbieten kann und damit eine sekundär motivierte Attraktivität gewinnen könnte. Von den damit verbundenen Problemen brauchte man sich nicht gänzlich überraschen zu lassen, zumal sich ein Grundproblem bereits jetzt abzeichnet, das sich mit einem Satz so formulieren läßt: Das Interesse an der Theologie als Problem und als Wissenschaft ist durchaus vorhanden, nur die Neigung,

mit einer an und in diesen Fragen gewonnenen Qualifikation in den Kirchendienst zu treten, wird offenbar geringer.

Graphik Nr. 8

STUDIENDAUER - ANTEIL DER 15 UND MEHR FACHSEMESTER STUDIERENDEN VERSCHIEDENER FÄCHER AN HOCHSCHULEN DER BRD
WS 63/64 UND WS 70/71



Quelle: Große Hochschulstat. d. Stat. Bundesamtes WS 63/64 und WS 70/71

Ein Indiz für diese Entwicklung scheint bereits in der — bei den kleinen Zahlen nicht dramatischen — aber doch deutlichen Zunahme von Langzeitstudenten zu liegen. Diese Entwicklung ist in der katholischen Theologie noch stärker als in der evangelischen und übrigens auch — wenn auch nicht so kraß — in der Soziologie erkennbar. Statistisch wirkt sich für die Theologie natürlich das Nachlassen der Nachwuchszahlen aus, was eine relativ stärkere Gewichtung der hohen Semester zur Folge hat. Entscheidender aber dürfte dafür ein durch die Verzögerung des Exams zum Ausdruck kommendes Bemühen sein, einer dann fälligen Entscheidung über die Aufnahme einer konkreten Berufstätigkeit möglichst lange auszuweichen. Die Gründe für eine derartige Verlängerung der Studienzzeit konkretisieren sich oft durch ein nicht selten informell parallel laufendes Studium in einem zweiten Fach — für alle Fälle. So diffus das Berufsbild des Soziologen ist — weshalb ein Examen dort den Zwang zur Aufnahme gänzlich unbeabsichtigter Tätigkeiten oder auch Arbeitslosigkeit bedeuten kann —, so klar ist das Berufsbild des Priesters definiert, und eben deshalb verschärft das Examen den Zwang zu einer tendenziell endgültigen Entscheidung für oder gegen diesen Beruf. Fällt sie negativ aus, d. h. verzichtet der examinierte Theologe auf die Priesterweihe, dann ist sein Berufsbild fast nicht minder

diffus wie das des Soziologen. Für beide bietet sich z. Z. das Höhere Lehramt mit den Fächern Religion bzw. Sozialkunde als rettende Lösung an — nicht selten übrigens mit der Versuchung, funktional die gleichen Lehrinhalte vermitteln zu wollen.

Gregor Siefer

Die Priester unter der Lupe der Demoskopien

Zum Report über die Umfrage von 1971

Als im Spätsommer 1971 stufenweise erste Ergebnisse der zu Jahresbeginn 1971 im Auftrag der deutschen Bischöfe und in Zusammenarbeit mit dem Demoskopischen Institut in Allensbach durchgeführten „Totalbefragung“ des bundesdeutschen Klerus bekanntgegeben wurden (vgl. HK, August 1971, 383, und September 1971, 419), standen bei den Kommentatoren vor allem zwei Gesichtspunkte im Vordergrund: 1. die Frage nach der Zufriedenheit der Priester mit ihrer beruflichen Tätigkeit; 2. die Einschätzung von Amt, Kirche und priesterlicher Lebensform bei den jüngsten Weihejahrgängen. Im Blick auf die römische Bischofssynode im Herbst 1971 und mitten in der heißesten Phase der Diskussion über Priesterkrise und Priesterzölibat war es bemerkenswert zu hören, daß 78,2% bei den Weltgeistlichen und 80,8% bei den Ordenspriestern erklärten, mit ihrer Tätigkeit „zufrieden“ oder gar „sehr zufrieden“ zu sein. In der Tat stellten die ersten Ergebnisse klar, daß die *Mehrheit der Priester* keineswegs im totalen Konflikt mit der Kirche lebe oder an ihrem Beruf irre werde, wie manche oberflächliche Diskussion und die zahlreicher werdenden Amtsniederlegungen glauben machten. Man konnte nicht zu Unrecht, wie es im ersten Bericht hieß, „ein hohes Maß an Identifikation der Priester mit der Gesamtkirche“ feststellen. Aber schon damals verwies man, ohne diesen positiven Sachverhalt in Abrede zu stellen, auf die differenzierteren Ergebnisse, die von einer *genaueren Aufschlüsselung nach Altersstufen* zu erwarten sein würden. Der Forschungsbericht, der dieser Tage im Verlag Herder — reichlich verspätet — erschienen ist (Priester in Deutschland, 244 S., davon 116 S. tabellarischer Anhang, Preis: 22.— DM), macht nun deutlich, wie genau die Zahlen zu lesen sind, damit man nicht voreiligen Schlüssen unterliegt. Die Einstellung zum Amt, zur eigenen Tätigkeit, zum Zustand der Kirche weicht bei den jüngeren Jahrgängen recht beträchtlich von der der älteren Mitbrüder ab. Auch Punkt zwei — die Meinung über das Verhalten der jüngsten Weihejahrgänge — findet insofern eine Modifizierung, als die Abweichungen von den krisenanfälligsten Gruppen (Weihejahrgänge 1956—1966) prozentual und im Vergleich der verschiedenen Faktoren (auch hinsichtlich Zölibat, Armut, Spiritualität) nicht so relevant sind, daß sie den generellen Schluß zulassen, bei ihnen zeichne sich bereits „eine Be-

ruhigung der meinungsverändernden Entwicklungen“ (offizieller Kommentar zu den ersten Ergebnissen) ab. Der Forschungsbericht hält sich jedenfalls in diesem Punkte äußerst zurück, stellt aber dafür einen *durchgängigen Generationsgegensatz* (vielleicht würde man lieber von Generationsgefälle sprechen) und eine erhöhte Konfliktsensibilität bei der jüngeren Priestergeneration fest, die sich auch, aber keineswegs isoliert oder gar ausschließlich auf die Zölibatsfrage bezieht.

Wer sind die Priester?

Doch lohnt es sich, den Bericht nicht nur unter diesen Gesichtspunkten zur Kenntnis zu nehmen. Er enthält, um beim ersten zu beginnen, eine Reihe von interessanten Daten zur sozialen Herkunft, zum Berufsprofil und zum Lebensstil des deutschen Klerus, die den von *Gregor Siefer* zusammengestellten statistischen Bericht (vgl. ds. Heft, S. 451) aus demoskopischer Perspektive teils bestätigen, teils ergänzen. Freilich ist zu beachten, daß streng statistisch von den 26 206 Priestern in der Bundesrepublik (zur Zeit der Umfrage) nur jene mit verwertbarem Fragebogen (20 055 bzw. 76,5%) erfaßt wurden, und es ist weiter zu berücksichtigen, daß die Antwortquote bei den ältesten Jahrgängen aus einsichtigen Gründen wesentlich niedriger lag als bei den mittleren und jüngeren. Dennoch ergeben sich klare Indikatoren. Nicht uninteressant ist die Aufschlüsselung nach geistlichen Berufssparten. Sie gibt einen Hinweis, wie der Einsatz von Geistlichen am sinnvollsten zu bewerkstelligen wäre (vgl. ds. Heft, S. 467). Allerdings entsteht wegen Mehrfachnennungen (Religionsunterricht—Jugendseelsorge, Religionsunterricht—Pfarrei) kein exaktes Bild: 62% der Weltpriester sind Pfarrer (37% der hauptamtlich in einer Diözese tätigen Ordensgeistlichen), 36% sind Religionslehrer, 8% arbeiten in der Jugendseelsorge, 4% in der kirchlichen Verwaltung, 18% der Weltpriester und 24% der Ordenspriester sind Kapläne, 2% stehen im Hochschuldienst, 1% arbeiten in der Publizistik.

Nach Verteilung auf Stadt und Land ergibt sich im Vergleich zur katholischen Gesamtbevölkerung ein *leichtes Übergewicht zugunsten ländlicher Gebiete*. 22% aller Katholiken wohnen in Dörfern, 31% der aktiven Priester sind dort tätig (dort überwiegen wiederum bäuerliche Gemeinden mit 48% und Pendlergemeinden 43%). In den Mittel- und Großstädten sind die Priester leicht unterrepräsentiert (Priester 45 resp. 24%, Katholiken 51 resp. 27%). Die *Altersstruktur* des Klerus weist ein viel schärferes Ungleichgewicht auf. Das zeigt sowohl ein Vergleich mit dem amerikanischen wie mit dem Schweizer Klerus. Zu dem relativen Rückgang in den jüngeren kommt ein beträchtliches Defizit (vor allem Kriegseinwirkungen) in den Altersklassen 36—45 (34% in der Bundesrepublik, 53% in den USA). Die Schweizer Daten (vgl. Weltpriester antworten, Arbeitsbericht Nr. 14

des Schweizerischen pastoralsoziologischen Instituts in St. Gallen) sind wegen abweichender Alterseinteilung nicht direkt vergleichbar, doch wird der Unterschied auch dort deutlich: auf die Altersstufe 40—60 kommen 45,7% des Schweizer Klerus.

Aufschlußreiches findet man auch über die *soziale und familiäre Herkunft* der Geistlichen. Die Eltern der Priester sind ganz überwiegend katholisch: 3% haben einen Vater anderer Konfession, 1,3% haben evangelische Mütter. 0,5% haben konfessionslose Eltern. Der Kirchenbesuch ihrer Eltern liegt bedeutend höher als beim Durchschnitt. 44% der katholischen Geistlichen sind in Landgemeinden aufgewachsen, 19% in Klein-, 18% in Mittel- und 23% in Großstädten. (Die Daten für die katholische Bevölkerung: 22, 34, 17, 27). Unter den Priester-Vätern rangieren die Landwirte mit 24% (katholische Gesamtbevölkerung 19%) an erster Stelle, gefolgt von den Beamten des mittleren und einfacheren Dienstes mit 17 (Anteil an der Gesamtkatholikenzahl 8%) und den Inhabern von mittleren und Kleinbetrieben mit 16% (Katholiken: 12%). Überrepräsentiert sind die freien Berufe (3% gegenüber 1%), wie auch die Beamten des höheren und gehobenen Dienstes (9% gegenüber 2%). Arbeiterkinder sind zwar im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung unter-, im Vergleich mit allen anderen akademischen Berufen aber beträchtlich überrepräsentiert. Während im Wintersemester 1969/70 10,9% aller Studienanfänger aus der Arbeiterschicht kamen, kommen nach Angaben des Forschungsberichts 20% der Priester aller Weihejahrgänge (bei leicht steigender Tendenz) aus derselben Schicht. Der Anteil des ländlichen Milieus ist leicht im Abnehmen begriffen, doch scheint diese Entwicklung angesichts der starken Umschichtung der Siedlungsverhältnisse wenig ins Gewicht zu fallen. Priester kommen überwiegend aus kinderreichen Familien, nur 5% sind Einzelkinder (von den Katholiken insgesamt sind es 19%). 20% haben *Geschwister im geistlichen Stand* (29% bei den Weihejahrgängen vor 1921, nur noch 14% bei den Weihejahrgängen 1966—70).

Der übliche *Bildungsweg* der Geistlichen führte über eine höhere Schule an die theologische Fakultät oder an eine kirchliche Lehranstalt. Nur eine Minderheit (13%) kommt von katholischen höheren Schulen (bei schwankender, im wesentlichen gleichbleibender Tendenz), aber 56% kommen aus einer kirchlichen Jugendgruppe, 35% haben bereits während ihrer Schulzeit in einem kirchlichen Hause gelebt (bei den jungen Jahrgängen sind es sogar 42 bis 45%). Ein Spätberufenseminar besuchten 6%, jeder 20. ist Absolvent des zweiten Bildungsweges. Beide Gruppen nehmen bei den jungen Jahrgängen zu. Hoch ist der Anteil der Geistlichen mit Zusatzstudium (30% aller befragten Geistlichen ohne nennenswerten Unterschied zwischen den Jahrgängen, außer daß bei den jüngeren Jahrgängen das „profane“ Studium eher dem theologischen vorausgeht). Bevorzugte Fächer sind literarische und historische bei stärkerem Trend zu psychologischen und päd-

agogischen Sparten bei den jungen Jahrgängen. Starke Veränderungen zeichnen sich in der *Entscheidungssituation* des Priesterkandidaten ab. Bei den Weihejahrgängen bis 1925 hatten noch bei 80% beide Eltern die Entscheidung gebilligt. Bei den Weihejahrgängen ab 1966 waren es nur noch 57%. Der überwiegende Teil gehört einer kirchlichen Gemeinschaft an und nimmt aktiv an deren Leben teil, wobei *starke Verhaltensunterschiede in der Wahl der Gemeinschaft und der Kontaktpflege* zwischen älteren und jüngeren Geistlichen auftreten. 47% nehmen mehr oder weniger regelmäßig am Leben der politischen Gemeinde teil (19% nie). 44% haben persönliche (36% amtliche) Kontakte zu nichtkatholischen Geistlichen, 39% haben keinen Kontakt zu Gastarbeitern, obwohl es sie in ihren Gemeinden gibt. 66% der Geistlichen verfügen über einen eigenen Haushalt, 79% sind mit ihrer *Haushalts-situation* zufrieden. — 68% der Priester meinen, daß sie angemessen bezahlt sind, die Kapläne meinen dies nur zu 49%. Wenig Klagen gibt es hinsichtlich der Kranken- und Altersversorgung. Beträchtliche Minderheiten haben Schwierigkeiten wegen der Haushälterin: 23% erklären, sie können die Haushälterin nicht angemessen bezahlen, 3% erklären, sie fänden keine Haushälterin, 3% möchten von sich aus lieber allein sein, 8% führen den Haushalt selbst. 77% der Geistlichen erweisen sich als sparsam. 17% nehmen (in irgendeiner Form Kredite auf, die jungen Jahrgänge sind mit 33% wesentlich kreditfreudiger (und sicher auch -bedürftiger) als die älteren Confratres. Unbeliebt sind Ratenkäufe. Ein zeitgeschichtliches Datum: 9,7% der Weihejahrgänge bis 1946 geben an, im Dritten Reich im Konzentrationslager (2,5%) oder im Gefängnis (7,2%) gewesen zu sein.

Wie sehen sie Amt und Kirche?

Wichtiger als diese *Sozialdaten* über Herkunft, Werdegang, Verhalten und soziale Beziehungen sind für eine Gruppen-diagnose des Klerus und den Stand des geistlichen Dienstes die Daten über *Einstellung zu Amt und Kirche*. Den besten Aufschluß geben darüber zweifellos Beurteilung und Einstufung der verschiedenen kirchlichen Tätigkeiten und noch präziser die Aussagen zum Amtsverständnis. Unter den Tätigkeiten, die ihnen als besonders wichtig erscheinen („von eminenter Bedeutung“), steht die Glaubensverkündigung bei 79% an der Spitze (zum Vergleich: liturgisch-sakramentaler Dienst 52%, Gemeindedienst 23%, sonstige Dienste — von ökumenischer Zusammenarbeit bis zur Verwaltungsarbeit — 5%). Unter der Gruppe Glaubensverkündigung steht an erster Stelle die Predigt (75%), gefolgt von den Glaubensgesprächen (36%), dem Religionsunterricht (34%) und der theologischen Bildungsarbeit (22%). Beim liturgisch-sakramentalen Dienst kommt an erster Stelle der Gemeindegottesdienst (76%), beim Gemeindedienst sind es Hausbesuche (44%) und Kranken- und Altersorge (40%). Bei den übrigen Diensten rangieren an der Spitze: die ökumenische Zusammen-

arbeit (17 %) und Missions- und Entwicklungshilfe (15 %). Es gibt beträchtliche Differenzen in der Einschätzung der Tätigkeiten durch Priester und Laien (soweit sich die Daten der Gesamtbefragung der Katholiken mit denen der Priesterumfrage vergleichen lassen): Der Religionsunterricht steht bei den Laien offensichtlich höher in Kurs (50 %) als bei den Priestern (34 %), die Predigt umgekehrt wesentlich niedriger (47 %), während politische Aufgaben des Priesters in der Sicht der Laien etwas wichtiger genommen werden als beim Klerus (7 % resp. 5 %). Allerdings entsteht das geringe Übergewicht eindeutig durch die Nichtkirchgänger. Sie halten zu 14 % die politische Tätigkeit für eine wesentliche Aufgabe des Priesters.

Bedeutsamer sind aber die *Unterschiede zwischen den Generationen*. Der Forschungsbericht stellt zusammenfassend fest: „Junge Priester betonen zum Teil andere Aufgabenbereiche als die ältere Priestergeneration. Ein Vergleich der Priesterweihejahrgänge 1931 bis 1935 mit den Weihejahrgängen 1966 bis 1970 zeigt, daß jüngere Priester ihre Aufgabe zum Teil anders, mit anderen Schwerpunkten sehen. Für sie sind Glaubensgespräche bedeutsam, für die älteren Priester der Religionsunterricht. Im Bereich des liturgisch-sakramentalen Dienstes legen die jungen Priester mehr Gewicht auf Taufspendung und Taufgespräche, Gruppengottesdienste und Hausmessen, weniger dagegen auf die Vorbereitung zur Erstkommunion, Erstbeichte oder Firmung, Ehevorbereitung und Trauung, weniger Gewicht auf die Verwaltung des Bußsakraments. Im Bereich des Gemeindedienstes stellen die jungen Priester anders als die älteren voran die pastoralen Hausbesuche. Seelsorgerliche Sprechstunde, Sorge für nichtintegrierte Gemeindemitglieder, Koordinierung der Mitarbeiter und Rätegremien — das sind Dinge, die den jungen Priester sehr viel stärker beschäftigen als den älteren...“ Die „zentrale Rolle“ der Predigt und des Gemeindegottesdienstes steht indessen für alle Priester gleich fest.

Ergänzt wird dieses einen starken, wenn auch vielfach noch unbestimmten Wandel signalisierende Bild durch die Antworten auf die Frage, welche Tätigkeiten auch Laien übernehmen können und welche auf jeden Fall dem Priester reserviert bleiben müssen. Von den unbedingt dem Priester vorzubehaltenden Aufgaben stehen markant herausgehoben Zelebration (94 %) und Einzelbeichte (90 %), gefolgt von der Krankensalbung (58 %), von der Leitung der Pfarrei (51 %) und der Gemeindepredigt (42 %) am Anfang.

Auch hier gibt es bemerkenswerte Unterschiede zwischen der alten und der jungen Generation. Von den jüngsten Jahrgängen möchten die Zelebration 89 % dem Priester vorbehalten, die Einzelbeichte 84 %, die Krankensalbung 45 % und die *Predigt* gar nur noch 21 % gegenüber 61 % bei den ältesten Jahrgängen. (Die drei Eckdaten: hohe Einschätzung der Predigt durch den Priester, Minderbe-

wertung durch den Laien, hohe Delegationsbereitschaft an den Laien, dürften damit über den tatsächlichen Zustand des Predigens mehr aussagen als alle nachdrücklichen Optionen für den Bereich Glaubensverkündigung!) Zum Ganzen heißt es wiederum zusammenfassend im Bericht: „Junge Priester stehen zur Laienmitwirkung. Sie möchten aufs Ganze gesehen fast nur halb soviel Tätigkeiten ausschließlich dem Priester vorbehalten, wie die ältere Generation es wünscht“ (S. 36). Diese größere Bereitschaft der jüngeren Generation erstreckt sich auch auf die *Mitwirkung (Beratung und auch Mitentscheidung) durch die Laien* (Pfarrgemeinderäte) bei der Gestaltung der Eucharistiefeier, der Predigt und des pastoralen „Programms“ der Pfarreien. Das *Amtsverständnis* entwickelt sich bei der jungen Generation einmal in Richtung einer wesentlichen *Einschränkung der Aufgaben des Priesters* überhaupt, wobei letztendlich doch eine Konzentration auf Kult und kultische Verkündigung erfolgt, sodann auch in Richtung einer deutlichen *Professionalisierung*. „Gut die Hälfte aller Priester scheint relativ ausgeprägt an einer weitergehenden Professionalisierung interessiert zu sein. Insbesondere die jungen Priester treten mit Nachdruck für Reformen der Ausbildung und der Institutionalisierung des Priesterberufs ein mit dem Ziel größerer Professionalisierung“ (S. 61).

Von nicht minderer, wenn nicht von größerer Bedeutung ist ein paralleler *Wandel im Autoritätsverständnis* weg von der „verliehenen“ hin zur „erworbenen“ Autorität bei den jüngeren Jahrgängen, begleitet von einer größeren Reformbereitschaft oder Reformervartung an die Kirche. Die sichersten Daten liefern dafür die unterschiedliche Beurteilung der Krisenmomente in der Kirche und davon abgeleitet die unterschiedliche Bereitschaft, sich mit der Kirche „in ihrem gegenwärtigen Zustand“ zu identifizieren. Das „Endergebnis“ sieht recht ausgeglichen, aber auch recht ambivalent aus: 51 % beurteilen die Entwicklung der Kirche in den letzten Jahren überwiegend positiv, 16 % überwiegend negativ, aber 33 % wollten sich nicht festlegen. Man kann diesen Befund vielleicht richtiger einschätzen, wenn man die Schlußfolgerung des Berichts hinzufügt, die allerdings im Detail durch weitere Vergleichsanalysen nachzuprüfen wäre, daß die „Reformfraktion“ (33 %) mit einem Übergewicht der Jüngeren (mit 58 %) zu 70 % und die „konservative“ Gruppe (25 %) nur zu 37 % die Entwicklung der letzten Jahre positiv beurteilt.

Wo liegen ihre Konflikte?

Die Umfrageergebnisse berechtigen — was wohl auch niemand erwartet hatte — nicht zu der Annahme, der Klerus sei trotz aller gegenteiligen Feststellungen immer noch eine relativ konfliktfreie, aus selbstverständlicher Identifizierung mit Kirche, Amt und Gemeinde lebende Gruppe. Der Bericht konstatiert einen ausgeprägten *Rollen-*

konflikt, in dem sich wenigstens eine namhafte Minderheit gerade unter den jüngeren, nach Reformen suchenden Klerikern befindet. Als „Beweismaterial“ stellt er dafür die Tatsache heraus, daß sich bei den „unzufriedenen Vikaren“ ein ziemlich vielfältiges Konfliktsyndrom zusammenbraut. Bei den jungen Jahrgängen wächst einerseits der Anteil derer, die von der Kirche energischere Reformen erwarten (50—59%, 57% bei den Jüngsten); unter ihnen befindet sich der höchste Anteil derer, die mit ihrer Tätigkeit wenig oder nicht zufrieden sind (31%; 33% bei den jüngsten Jahrgängen); sie stellen auch den höchsten Anteil bei denen, die erklären, daß ihre Tätigkeit nur teils oder nicht ihrer Berufung als Priester entspricht (39%, bei den Jüngsten sogar 42%); und bei ihnen ist auch eine wesentlich geringere Identifikationsbereitschaft mit der Kirche festzustellen: Nur 4% erklären, mit der konkreten Kirche völlig übereinzustimmen, gegenüber 25% bei den ältesten Jahrgängen, während der Anteil derer, die wenig oder nicht übereinstimmen, immerhin von 9% bei den ältesten, auf 20% bei den jüngsten Jahrgängen ansteigt.

Wo sind die *hauptsächlichen Konfliktfelder* zu suchen? Der Zölibat ist eines davon: Die Aufhebung des Pflichtzölibats halten bei den Weihejahrgängen 1956/60 immerhin 42% für notwendig und weitere 44% für vertretbar, bei den Weihejahrgängen 1961/65 46% resp. 43%, bei den Weihejahrgängen 1966/70 jeweils 43% für notwendig und weitere 43% für erwägenswert. Zum Vergleich: bei den Ältesten halten die Abschaffung des Pflichtzölibats „nur“ 10% für notwendig. Aber der Vergleich mit den Faktoren, die nach Angabe der Priester am hinderlichsten in ihrer Tätigkeit sind, zeigt, daß der Zölibat *mehr existentielle als im strengen Sinn berufliche Kontakte* schafft. Wie schon aus den ersten Ergebnissen bekannt, steht der Zölibat unter den „hauptsächlichen Hindernissen“ für die priesterliche Tätigkeit mit 10% erst an 16. Stelle, während die Klage über *Rollenüberlastung* mit 58% an der Spitze steht. Auch die jungen Geistlichen finden den Zölibat nur zu 20% hinderlich, während sie die Rollenüberlastung mit 67% sogar überdurchschnittlich beklagen. Es ist zu vermuten, daß die Zölibatsfrage einmal Mitverursacher anderer Konflikte ist, zum andernmal als existentieller Verstärker hinzukommt, während die eigentliche Konfliktsituation und damit der *Kern der Priesterkrise* der letzten Jahre einmal in einem Überforderungssyndrom, wobei nicht an physische, sondern an Kompetenzüberforderung zu denken ist, zum anderen in einem Lebensform und Tätigkeit durchdringenden Autoritätskonflikt liegt. (Die sehr wichtige Frage, welche Rolle Glaubensprobleme bei Konfliktbildung und für die jeweilige Art des Konfliktverlaufs bilden, blieb im Fragebogen und folglich auch im Bereich so gut wie ausgeklammert.)

Für den ersten Schwerpunkt spricht die häufige Klage über mangelnde Zusammenarbeit (49% bei den Jüngsten), über mangelnde Ausbildung und über fehlende

Spezialisierung (43% resp. 34% bei der gleichen Gruppe) und die Klage über zu wenig Zeit für Studium und Meditation, die ebenfalls bei den jungen Priestern auffallend häufig wiederkehrt. Für den zweiten sprechen die Kritik an *veralteten Pastoralstrukturen* (43% bei den jüngsten, nur 7% bei den ältesten Jahrgängen), über ein mangelndes Vertrauensverhältnis zu den kirchlichen Behörden, über ungenügend Offenheit des zentralen kirchlichen Lehr- und Leitungsamtes — auch die Schwierigkeiten mit dem päpstlichen Amt werden auffallend hervorgehoben. Abgerundet wird dieser Konfliktkern durch ein deutliches Votum im jüngeren Klerus für mehr „natürliche“ und „persönliche“ anstelle von verliehener Autorität bei gleichzeitiger Bemühung um die *Durchbrechung der Standesisolierung* durch stärkere Angleichung an die Laien und durch eine wenigstens teilweise Interessenverlagerung auf Fragen mit „Gesellschaftsrelevanz“. Wie stark diese Konfliktsensibilität ausgeprägt ist, zeigt ein interessanter „Übertragungseffekt“. 71% der Priester, die sich gegenüber Beruf und Kirche „kritisch“ verhalten, glauben, daß Menschen heute besondere Schwierigkeiten mit der Kirche haben, während von den Priestern, die sich mit Beruf und Kirche stark identifizieren, nur 17% dieser Meinung sind. Daß im Ganzen die Autoritätsfrage *besonders* maßgebend ist, zeigt u. a. die Tatsache, daß dort, wo es den „kritischen“ Priestern um die Modifizierung von *Lehrfragen* zu tun ist, es sich vornehmlich um autoritätsbezogene Fragen in einem aktuellen zeitgeschichtlichen Sinne handelt (Ehe und Sexualmoral, zu moralistische Auffassung des Christentums, Lehräußerungen des Papstes usw.). Hier auch spitzt sich der Generationsgegensatz nochmals zu, während beispielsweise in der Frage der „Armut“ ganz überwiegend eine mittlere Linie zwischen Alt und Jung (bei etwas stärkerer „objektiver“ Betonung der Armut durch die Jungen) und zwischen Priestern und Laien (bei noch deutlicherem Verlangen nach Nichtunterscheidung von der sozialen Situation der Gesamtbevölkerung bei den Laien) durchgehalten wird: Der Priester sollte anderen Menschen seines Ausbildungsstandes gleichgestellt sein, aber einfacher leben (ca. 70%).

Kaum Nachwirkungen der Frühsozialisation?

Ein Problem, das zu besonders aufmerksamer Lektüre des Bandes ermuntern sollte, sei hier eben noch erwähnt. Gleich zu Beginn des Forschungsberichtes wird festgestellt: soziologische Erwartungen über den *determinierenden Einfluß der frühen Sozialisation* beim Priester würden vom Befund enttäuscht werden. Wir möchten bezweifeln, ob der Gesamtbericht dieses kategorische Urteil zuläßt. Sicher ist, daß das kirchliche Ausbildungssystem und die Anforderungen, die an den Priester in Leben und Beruf gestellt werden, diesen viel nachhaltiger prägen als Formen der „Spätsozialisation“ bei anderen Berufsgruppen, daß bei Infragestellung dieses Anspruchs Identitätskon-

flikte u. U. doppelt heftig ausbrechen und daß wir uns kirchlich gegenwärtig genau in dieser Situation befinden. Aber der Bericht selbst zeigt in späteren Passagen, daß beispielsweise Priester aus Mischehen oder Priester aus nichtreligiösem Milieu mit Widerständen gegen die eigene Berufsentscheidung eine höhere Konfliktsensibilität aufweisen. Ob hier nicht doch Elemente aus der Frühsozialisation nachwirken? Eine genauere Antwort auf diese Frage und auf diverse persönlichkeits- wie sozial bedingte Krisenfaktoren selbst könnte nur eine *sozialpsychologische Intensivbefragung* repräsentativer Art bringen. Eine Gesamtbefragung reicht dafür trotz aller scheinbaren Vorteile dafür nicht aus. Der Fragebogen war zwar „anspruchsvoll“, aber das Interview kann mehr Tiefenstrukturen erfassen. Es wäre zu wünschen, daß künftig Interviewbefragungen in längeren Abständen Brauch werden.

Fazit: Der Bericht läßt wesentliche Umrisse eines Profils des deutschen Klerus ein Jahrzehnt nach Konzilsbeginn erkennen, ein Röntgenbild für eine differenzierte Diagnose liefert es nicht. Dazu war das Instrumentarium nicht fein genug.

Ist die Seelsorge durch Nachwuchsmangel gefährdet?

Ein Gespräch mit Bischof Heinrich Tenhumberg

Statistischer Überblick über die Entwicklungstrends und die Kenntnis des Meinungsbildes im Klerus selbst genügen noch nicht, um die Frage zu beantworten, wie der kirchliche Dienst personell und strukturell im Blick auf eine verantwortbare Seelsorgs- und Verkündigungspraxis aussehen wird. Es gilt, zu einer konkreten Vorstellung zu kommen, wie, mit welchen Kräften und innerhalb welcher Strukturen der Seelsorgsdienst künftig gestaltet werden soll. Voraussetzung ist dabei ein zuverlässiges Urteil über die Ursachen, die hinter der jetzigen Alarmsituation liegen bzw. zu ihr geführt haben. Über beide Fragenkreise sprachen wir mit Bischof Heinrich Tenhumberg von Münster, der zugleich Vorsitzender der Sachkommission VII („Charismen, Ämter, Dienste“) der Gemeinsamen Synode ist.

HK: Herr Bischof Tenhumberg, der Priesternachwuchs ist seit langem, in den letzten 10 Jahren mit besorgniserregender Tendenz rückläufig. Die Überalterung des Klerus nimmt zu. Ist die Entwicklung endgültig, oder halten Sie in absehbarer Zeit eine Tendenzwende für möglich?

Tenhumberg: Ich halte die Entwicklung nicht für endgültig. Eine Tendenzwende ist in absehbarer Zeit durchaus möglich. Das beweist zunächst einmal der Blick auf die Geschichte. Die kirchlichen Zustände waren etwa während der Reformationszeit unvergleichlich trostloser als heute. Päpste und Bischöfe führten vielfach ein ärgerlicheres Leben. Die Klöster waren verweltlicht. Viele Priester lebten im Konkubinat. Es gab nur wenige Priesterberufe, und auch um sie kümmerte sich kaum jemand. Dennoch gelang nach wenigen Jahrzehnten eine überraschende geistliche Erneuerung. Sie gelang nicht durch Anpassung, sondern durch Widerstand. Die vom Tridentinum eingeleitete Reform der Priesterausbildung war vom Evangelium inspiriert. Ihr Leitbild war das des Guten Hirten. — Eine ähnliche Krise der Priesterberufe gab es während der sog. Aufklärung, insbesondere während der napoleonischen Zeit, und unmittelbar danach. Der Priesternachwuchs hatte damals so sehr nachgelassen, daß beispielsweise im damaligen Erzbistum Köln über 250 Pfarrstellen nicht besetzt werden konnten. Von anderen Bistümern gilt ähnliches. Wenige Jahrzehnte später waren die Priesterseminare wieder überfüllt. Das hing wiederum mit dem religiösen Erneuerungsprozeß zusammen, der eng mit der geistesgeschichtlichen Bewegung der sog. Romantik verbunden war und schließlich über eine Vitalisierung der Gemeinden und der Orden auch zu einer gesellschaftspolitischen Bewußtseinsbildung im deutschen Katholizismus führte und die Gründungsperiode der großen sozialen Laienorganisationen einleitete.

„Epochale kirchliche und gesellschaftliche Wandlungskrise“

HK: Für den Rückgang des Priesternachwuchses werden die verschiedensten Ursachen genannt, kirchliche (Zölibat, Autoritätsprobleme, religiöses Leben insgesamt) und gesellschaftliche (Bevölkerungsentwicklung, Wandel der Bildungschancen). Was ist für Sie Haupt- und was Nebenursache?

Tenhumberg: Ich darf an das Vorhergehende anknüpfen. Das II. Vatikanische Konzil hat diese Wandlungskrise der Kirche in einem ungeheuren Ausmaß beschleunigt. Es hat vieles sichtbar gemacht, was vorher verborgen war. Die neue Orientierung der Kirche in einer säkularistischen Zeit am Ende des zweiten Jahrtausends nach Christus hätte auch ohne ein Konzil kommen müssen, wäre dann aber wahrscheinlich von noch größeren Verspätungserscheinungen und noch schmerzlicheren Zusammenbrüchen begleitet gewesen. Der Rückgang des Priesternachwuchses hängt also mit diesem gesamtkirchlichen Vorgang der Verwirrung, der Verunsicherung, der neuen Standortbestimmung an einer geschichtlichen Wende zusammen. Daß es sich um einen gesamtkirchlichen Vorgang, um eine gesamtkirchliche Krise handelt, geht daraus hervor, daß nicht nur die Zahl der Priesterberufe zurück-

gegangen ist. In noch größerem Ausmaß ist die Zahl der Ordensberufe rückläufig. In vergleichbarem Maßstab sind Wandlungen in anderen Bereichen feststellbar: Die Zahl der Ehescheidungen ist von Jahr zu Jahr gestiegen. In manchen Gemeinden ist die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstbesucher in den letzten 15 Jahren um rund 50% zurückgegangen. Ähnliches gilt für den Rückgang der Geburten und damit auch der Taufen. Noch erschütternder sind manche seelsorglichen Erfahrungen der Priester, etwa bezüglich des regelmäßigen gemeinsamen Gebetes in den Familien. Viele Pfarrer berichten, daß bis zu $\frac{2}{3}$ der Kinder in ihre Kindergärten von Hause aus nichts oder sehr wenig an religiöser Einübung mitbringen.

Es hat also keinen Sinn, für den Rückgang des Priester Nachwuchses zunächst Einzelbeschwerden (Zölibat, Autoritätsprobleme usw.) verantwortlich zu machen. Es geht vielmehr um diesen gewaltigen kirchlichen und gesellschaftlichen Umbruch, der sich in den obengenannten Vorgängen manifestiert. Es darf einen nicht wundern, daß die damit verbundene Verunsicherung bei den Priesterberufen feststellbar ist.

„Mehr Berufe an den Eltern als an den Kindern gescheitert“

HK: Ist nicht einer der negativ beeinflussenden Hauptfaktoren, der wenigstens im kirchlichen Gespräch über geistlichen Nachwuchs meist unterschätzt wird, der Rückgang der Geburtenrate, präziser der Übergang von der Mehrkind- zur Zwei- und Einkindfamilie? Wird nicht schon dadurch der Spielraum für die Wahl von Berufen mit außerordentlichen Anforderungen eingeengt?

Tenhumberg: Ich sehe in dem Schrumpfungsprozess von Kleinstfamilien einen gesellschaftlichen Vorgang von großer Tragweite, der durch bestimmte soziale Zwänge (von unseren familienfremden und teils familienfeindlichen Lohn- und Einkommensverhältnissen bis zur sog. öffentlichen Meinung) stärker bedingt ist als von der individuellen moralischen Haltung der Ehepartner. Man kann darum das Problem der geistlichen Berufe nicht lösen, ohne eine neue Familienpastoral zu entwickeln. So war es im Grunde auch früher. Nur konnte man sich in einer Zeit, in der die kinderreiche Familie selbstverständlich war, weitgehend mit einer funktionalen Familienpastoral begnügen. Heute muß sie von der intentionalen ergänzt werden, d. h., die gute Familie muß ein Hauptziel unserer seelsorglichen Bemühungen werden. Die Familie war früher in der Regel eine Drei-Generationen-Familie und in einen engen nachbarschaftlichen und verwandtschaftlichen Umkreis einbezogen. Unsere Familienpastoral ist daran, sich auf die neue Situation einzustellen.

Dennoch stimmt es, daß in solchen Kleinstfamilien die Voraussetzungen für die „Wahl von Berufen mit außerordentlichen Anforderungen“ schwieriger sind. Aber Erschwernisse anderer Art kann es auch in kinderreichen

Familien geben. Unter unseren heutigen Theologen ist jedenfalls eine ganze Anzahl solcher, die unter besonders erschwerten Umständen ihre Berufung entdeckten und daran festhielten. Es liegt nach meinen Erfahrungen die eigentliche Schwierigkeit noch nicht einmal darin, daß Kinder aus Kleinstfamilien von vornherein vor Berufen mit außerordentlichen Anforderungen zurückschrecken. Eine gewisse Angst vor dauernden Bindungen finden wir heute auch bei Kindern aus Großfamilien. Die eigentliche Schwierigkeit liegt besonders bei den Kleinstfamilien in der Regel bei den Eltern, die ihr Kind nicht loslassen wollen. Jedenfalls sind nach meinen Erfahrungen mehr geistliche Berufe an den Eltern als an den Kindern gescheitert.

HK: Die in den letzten Jahren durchgeführten Priesterbefragungen bestätigten, daß der beste Boden für Priesterberufe die Familie mit einer intensiven und geschlossenen Gläubigkeit ist. Diese Familie wird aber künftig die Ausnahme sein. Wenn die Diasporasituation der Christen im Strom der verschiedenen ethischen und weltanschaulichen Pluralismen offenkundig wird, wie kann die Kirche dann das Nachwuchsproblem lösen?

Tenhumberg: Diese Erfahrung gilt bis heute: Der beste Boden für Priesterberufe ist die Familie mit einer intensiven Gläubigkeit. Aber sie ist es nicht allein. In den letzten Jahren mehren sich die Fälle, in denen sich gute Priesterberufe gegen die Eltern und die eigene Familie durchsetzen müssen. Aber die Grundregel wird wohl bleiben, daß der junge Mensch mit seiner Berufsentscheidung den Rückhalt der Familie braucht. Nun stimmt es zwar, daß unsere Familien vom säkularistischen Trend ebenso befallen sind wie unsere Gemeinden insgesamt. Es ist aber ebenso auffallend, daß gerade in den jungen Familien ein neues religiöses Interesse aufgebrochen ist. Die Arbeit der Familienkreise gehört zu den erfreulichsten pastoralen Erfahrungen der jüngsten Gegenwart. Früher kamen etwa die Gebetbücher mit Familiengebet und Hausandachten aus den Klöstern oder Pfarrhäusern, heute kommen sie aus den Kreisen dieser Familien selbst. Das Angebot auf dem Büchermarkt ist erfreulich groß. Was Prof. Schelsky für die Zeit des großen Zusammenbruchs nach dem Zweiten Weltkrieg feststellte, dürfte auch heute gelten: Die Familie ist jene soziale Gemeinschaft, die solche Krisen und Zusammenbrüche am besten übersteht. In solchen epochalen Übergängen mit totaler Verwirrung hat die Familie eine Art „Höhlenfunktion“. Sie bietet dem gehetzten Menschen jenen Schutz und jene Rekreativität, ohne die er nicht bestehen kann. In unmittelbarer Nähe dazu ist heute die Gemeinde zu sehen. Im „Strom der verschiedenen ethischen und weltanschaulichen Pluralismen“ bietet sie den Familien jene geistige Nachbarschaft und jene Formen religiöser Sozialisation, ohne die sie gar nicht bestehen könnten. Es wiederholt sich dann der Vorgang der Urkirche. Übrigens darf ich aus den Erfahrungen des Bistums Münster fest-

stellen, daß gerade aus unseren Bezirken mit ausgesprochener Diasporasituation in den letzten Jahren mehr Berufe kamen als aus den traditionell ländlich konservativen Gebieten. Offensichtlich ist in manchen Diasporagemeinden eine neue Form religiöser Sozialisation bereits im Wachsen, die eine missionarische Entfaltung möglich macht. Auch hier zeigt sich wieder, daß das Problem des Priesternachwuchses mit allen übrigen kirchlichen Fragen aufs engste zusammenhängt. Es geht also im Grunde um das Problem der Kirche von morgen überhaupt.

HK: Der nachwuchsträtigste Berufsstand für geistliche Berufe war bisher dennoch die bäuerliche Bevölkerung, das förderlichste Milieu die Landgemeinde. Dieses Milieu ist aber durch die größere soziale und regionale Mobilität in Auflösung begriffen. Was bedeutet dies, wenn Sie so wollen, für die Nachwuchswerbung?

Tenhumberg: In unserm Bistum wurde durch mehrere Jahrzehnte die bäuerliche Bevölkerung noch von den Lehrerfamilien übertroffen. Zeitweilig kam durchschnittlich jeder zehnte Priesteramtskandidat aus einer Lehrersfamilie, obwohl erst auf mehr als 500 Katholiken ein Lehrer kam. Das scheint darauf hinzuweisen, daß die Bedeutung der Familie für die Berufswahl größer ist als die des Milieus. Sodann glaube ich nicht, daß das Milieu der Landgemeinde etwa durch die größere soziale und regionale Mobilität einfach in Auflösung begriffen ist. Ich meine vielmehr, es ist in einem — allerdings sehr tiefgehenden — Wandel begriffen. Die Urbanisierung ist ein unaufhaltsamer und im Grunde durchaus positiver Prozeß. Aber Urbanisierung bedeutet nicht einfach totale Auflösung des ländlichen Milieus. Die Sozialforschung im ländlichen Bereich hat gerade in den letzten Jahrzehnten eine außerordentliche Assoziations- und Assimilationsfähigkeit des Dorfes bzw. des ländlichen Milieus erwiesen. Ein urbanisiertes Dorf ist in seinen Lebensvollzügen immerhin wesentlich anders als ein Berliner Stadtviertel oder ein Frankfurter Hochhaus-Konglomerat.

Für die Nachwuchswerbung bedeutet das sicher, daß wir uns auf den Automatismus Dorf gleich größere Chance für den Priesternachwuchs nicht verlassen können. Die französische Religionssoziologie hat übrigens nachgewiesen, daß das rein dörfliche Milieu allein noch nichts für den geistlichen Beruf bedeutet. In Frankreich sind gerade die ländlichen Milieus teilweise am weitesten dechristianisiert. Aus den Landgemeinden haben viele französische Bistümer in den letzten Jahrzehnten kaum noch Priester- und Ordensberufe bekommen, und zwar ist diese Situation dort schon fast ein Jahrhundert alt. Die Ursachen liegen im Vormarsch des französischen Laizismus durch die ländlichen Schulen in Verbindung mit einer weitgehenden Vernachlässigung der Landpastoral.

Wenn ich die Verhältnisse in Deutschland richtig sehe, so müssen wir durch eine milieugerechte Pastoral in allen Bereichen um Priester- und Ordensberufe bemüht sein. Die wachsende Diaspora-Situation kann dabei ebensogut

Förderung wie Hemmung bedeuten. Jedenfalls deuten die Erfahrungen im Bistum Münster darauf hin, daß die mit der Diaspora verbundene Gegensatz Erfahrung, die häufige Entscheidungssituation und die existentiell oft tiefere Vitalität der Diasporagemeinden den Priesterberuf eher fördern als behindern. Bezüglich der „Nachwuchswerbung“ darf ich noch anfügen: Von bloßen Werbemaßnahmen verspreche ich mir nichts. Priester- und Ordensberufe sind wie Früchte an einem Baum. Wenn man sorgt, daß der ganze Baum gesund ist, braucht man um die Früchte keine Sorge zu haben. Vor einem kranken Baum aber nutzen alle Beschwörungen und Appelle nichts. Das weist noch einmal darauf hin, daß isolierte Maßnahmen zur Behebung des Priestermangels wenig beitragen.

„Auf Seminare kann nicht verzichtet werden“

HK: Zum allgemeinen Rückgang der Nachwuchszahlen kommt eine Zunahme der Abgänge von den Seminaren. Hierfür gelten zweifellos andere Ursachen als für den allgemeinen Nachwuchsrückgang. Ist die Seminar- und theologische Ausbildung trotz Lockerungsübungen der letzten Zeit unangepaßt?

Tenhumberg: Ich neige dazu, die Frage mit „Ja“ zu beantworten, muß aber gleich hinzufügen, daß die Lage von Fakultät zu Fakultät und von einem Priesterseminar zum anderen ziemlich verschieden ist. Die Kritik an der überkommenen Struktur des Theologiestudiums ist auch nach dem Inkrafttreten des sog. „Jaeger-Plans“ nicht verstummt. Dieser Plan kam vor mehr als fünf Jahren nach langen Beratungen einer Kommission unter dem Vorsitz von Kardinal Jaeger zustande. Er war mit den Kath.-Theologischen Fakultäten abgestimmt und versuchte, den neuen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Die Kritik konzentriert sich — ich berufe mich hier vor allem auf meine Mitarbeiter in der Priestererziehung — auf folgende Punkte:

- Vor allem in den ersten Semestern geht das Theologiestudium zu sehr an der Glaubenssituation der jungen Studenten vorbei.
- Es ist zu wenig berufsbezogen, zu wenig praxisorientiert.
- Die Integration der verschiedenen theologischen Ansätze wird von den Dozenten nicht hinreichend geleistet. Sie wird mehr oder weniger dem Studenten allein überlassen.
- Die geistliche Dimension der Theologie (und ihrer Dozenten) wird zu wenig erfahrbar.

All das führt häufig zur Verunsicherung der jungen Priesteramtskandidaten. Solche Schwächen sind auch dem Fakultätentag und den Dozenten an den einzelnen Fakultäten durchaus bewußt. Man ist um Abhilfe bemüht und diskutiert inzwischen neue Pläne für die Reform des

Theologiestudiums. Für diese scheinen folgende Schwerpunkte von besonderer Bedeutung zu sein:

- Entsprechend den Ergebnissen der bisherigen Curriculum-Diskussion eine Orientierung des Theologiestudiums an den jeweils verschiedenen Berufsbildern (Priesteramtskandidaten, Dipl.-Theologe für den pädagogisch-schulischen, pastoralen, sozialen oder publizistischen Bereich, Religionslehrer am Gymnasium, an Realschulen usw.). Für jeden dieser Berufe sind je verschiedene Studiengänge anzubieten.
- Die Durchführung eines etwa sechssemestrigen gemeinsamen Grundstudiums, das in Zukunft wohl nicht so sehr an den theologischen Einzeldisziplinen als vielmehr an den Hauptthemen der Theologie orientiert sein sollte. Das Grundstudium bestünde dann im wesentlichen in einem themenspezifischen, fächerübergreifenden Studium. Die Diskussion hierüber ist aber noch keineswegs abgeschlossen. Auf ein solches Grundstudium sollten dann weitere Studiengänge für die einzelnen Berufe aufbauen.
- Da es sich bei allen Berufsbildern um kirchliche Berufe handelt, müssen neue Formen des Kontakts zwischen dem jeweiligen Bischof, seinen Mitarbeitern und den verschiedenen Gruppen der Theologiestudenten und -dozenten gefunden werden.

HK: Und die Seminare: Was kann geändert werden? Kann man, will man auf sie ganz verzichten?

Tenhumberg: Aus der internationalen Diskussion um die Priesterseminare hat sich allgemein die Erkenntnis durchgesetzt, daß auf die Seminare nach wie vor nicht verzichtet werden kann, weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß. Das Seminar wird allerdings ergänzt durch andere Ausbildungsformen (kleine Wohngemeinschaften in Verbindung mit einer Pfarrei oder einem Pfarrverband, studienbegleitende pastorale Praxis unter Anleitung der Mitarbeiter in den Priesterseminarien usw.).

HK: Solche ergänzende Ausbildungsformen wurden in den letzten Jahren mehr und mehr praktiziert. Ein Stabilisierungseffekt scheint damit aber nicht erreicht worden zu sein . . .

Tenhumberg: In einigen Jahrgängen lag die Abgangsquote von Priesteramtskandidaten in der Tat extrem hoch (bis zu 75 % und mehr). Seit etwa zwei Jahren scheint allerdings eine erhebliche Beruhigung eingetreten zu sein. Es ist schwer, ohne genauere Untersuchungen klare Angaben zu machen, wo die Gründe für solch eine hohe Abgangsquote liegen. Nach meinen Erfahrungen liegt eine besonders wichtige Ursache in dem damals besonders hohen Wellengang stürmischer innerkirchlicher Auseinandersetzungen bei gleichzeitiger Infragestellung der Autorität des kirchlichen Amtes überhaupt. Wir Bischöfe werden uns fragen müssen, ob wir uns in der jeweiligen Situation richtig verhalten haben, ob wir unser Leitungs-

amt immer auf die bestmögliche Weise wahrnahmen. Darüber mag der urteilen, der eine genügende Übersicht zu haben glaubt. Man wird aber auch vermerken dürfen, daß sich auch einige Theologieprofessoren im Prozeß nachkonzilärer Verwirrung erst einmal orientieren und ebenfalls aus eigenen Fehlern lernen mußten. Kathedra und Katheder haben eben eine je verschiedene Funktion, aber beide sind ihrem Wesen nach eine Diakonia.

„Deutlicher Rückgang an Amtsniederlegungen“

HK: Die beste Nachwuchswerbung, so heißt ein kirchlicher Slogan, ist der Priester selbst. Nun steckt der Priester als Lebensform, als Berufs- und Rollenbild selbst in einer Krise. Das eklatanteste Zeichen dafür ist der sprunghafte Anstieg von Amtsniederlegungen. Glauben Sie, daß die Nachwuchssituation durch die Amtsniederlegungen stark beeinflußt wird?

Tenhumberg: Eine wissenschaftliche Untersuchung über diesen Fragenbereich ist mir nicht bekannt. Daß der teilweise sprunghafte Anstieg von Amtsniederlegungen auch zur Verunsicherung vieler Priesteramtskandidaten führte, ist anzunehmen. Aus vielen Gesprächen weiß ich, daß die jungen Männer ihre eigene Situation einerseits sehr viel besorgter und ängstlicher prüften, als das von ihrer Gesamthaltung her notwendig gewesen wäre. Andererseits habe ich aber auch Fälle erlebt, daß junge Menschen in der Möglichkeit, notfalls später um Laisierung bitten zu können, auch eine gewisse Beruhigung sahen, anstatt wie früher bei einem Nichtdurchhalten des zölibatären Lebensentwurfes mit einer fast aussichtslosen Konfliktsituation rechnen zu müssen. Die Möglichkeit einer Laisierung hat daher die Priesteramtskandidaten nach meinem Eindruck eher beruhigt als das Erlebnis gelegentlicher Amtsniederlegungen sie verunsichert hätte. Sie erfahren vor allem auch, daß durch die Möglichkeit der Laisierung der zölibatäre Lebensentwurf in den Gemeinden und in der Öffentlichkeit im Grunde glaubwürdiger geworden ist. Jedermann weiß eben, daß ein Priester in einer Not-situation — ganz gleich, ob sie durch eine Glaubenskrise, Autoritätskrise, Zölibatskrise oder sonstwie verursacht ist — um Laisierung bitten kann. Zu den Abgängen selbst: Im Bistum Münster kamen auf 1400 Diözesanpriester 1967 7 Priester, die ihr Amt niederlegten, 1968 4, 1969 3, 1970 14, 1971 5, 1972 13, 1973 (bis 1. 8.) 3 Priester. Aus vielen Gesprächen weiß ich, daß die Höhepunkte 1970 mit dem holländischen Pastoralkonzil, 1972 mit der Römischen Bischofssynode vom Herbst 1971 zusammenhängen. Aus Gesprächen mit vielen Bischöfen und Priestern des In- und Auslandes glaube ich zudem feststellen zu dürfen, daß sich zahlenmäßig ein deutlicher Rückgang der Amtsniederlegungen abzeichnet. Ich behaupte aber nicht, daß damit die Probleme um das priesterliche Amt und die Pastoral schon gelöst seien.

HK: Gibt es noch Spielraum für einen rationelleren Einsatz des vorhandenen geistlichen Personals, etwa durch einen überdiözesanen Personalausgleich? Gibt es ferner nicht auch eine Tendenz weg von der ordentlichen Seelsorge, wo der Priester als Universal- oder als spezialisierter Gruppenseelsorger am dringendsten gefragt ist? Ist nicht eine zu große Zahl von Priestern in Bereichen (Publizistik, Verwaltung, Schule- und Erwachsenenbildung) tätig, die von der Sache her ebenso gut von Laien wahrgenommen werden können?

Tenhumberg: Diese Fragen kann man im allgemeinen wohl bejahen. Die Möglichkeiten eines überdiözesanen personellen Ausgleichs sind sowohl bezüglich der Diözesanpriester wie auch bezüglich der Ordensleute sicher noch nicht ausgeschöpft. Wir sollten nicht mehr viel Zeit verlieren, damit zu beginnen. Das müßte allerdings dann auch dazu führen, daß man sich in allen Diözesen intensiv um die Schaffung all jener Voraussetzungen bemüht, von denen nun einmal die geistlichen Berufe abhängen. Wir haben bisher systematisch recht wenig getan, um solche „Berufswerbung“ erfolgreich zu machen.

Was speziell die zweite Frage angeht, so zeichnet sich eine erfreuliche Doppeltendenz ab: Eine große Anzahl von Priestern liebt einfach die allgemeine Pfarrseelsorge bzw. „Basis-Arbeit“, wie jüngere Kapläne gern sagen. Andere bemühen sich um eine Spezialisierung im Sinne einer bestimmten Gruppenseelsorge (Beratungsdienste, Jugendarbeit, Krankenseelsorge usw.). In den sog. Pfarrverbänden (Arbeitsgemeinschaften von 5–8 Pfarreien) versuchen wir, pfarrliche Grundlagenpastoral mit einer gewissen Spezialisierung zu verbinden. Was die Tätigkeit von Priestern in der Publizistik, in der Verwaltung, in Schulen und in der Erwachsenenbildung angeht, wird jede Diözese über kurz oder lang gezwungen sein, jede einzelne Position zu überprüfen und soweit wie eben möglich geeignete Diakone oder Laien mit solchen Aufgaben zu betrauen. Im allgemeinen wehren sich aber gerade die Laien dagegen, wenn versucht wird, diese je verschiedenen Aufgabengebiete von Priestern ganz zu entblößen.

„Vision einer sinnvollen Pluralität kirchlichen Dienstes“

HK: Ein französischer Bischof (Delarue, Nanterre) hat sich vor Wochen in einem Pastoral Schreiben an seinen Klerus von neuem für die Weihe verheirateter Männer ausgesprochen. Er begründete dies mit dem Hinweis, das Zölibat dürfe nicht allein zur alles entscheidenden Frage werden. Der Papst und die Mehrzahl der Bischöfe scheinen aber nach wie vor gegen einen solchen Schritt zu sein. Die deutschen Bischöfe haben der Gemeinsamen Synode untersagt, in dieser Frage Beschlüsse oder Voten zu fassen. Wie wird man aber ohne Erschließung neuer Quellen und

ohne Ausnutzung auch der letzten in den Gemeinden gegebenen Möglichkeiten personell weiterkommen?

Tenhumberg: Auch die Römische Bischofssynode vom Herbst 1971 hat sich mit der Frage der Priesterweihe für bewährte verheiratete Männer befaßt und sich nachdrücklich dagegen ausgesprochen. Ich bin persönlich der Meinung, daß sowohl die Entscheidung der Römischen Bischofssynode und des Papstes wie auch die Entscheidung der deutschen Bischöfe in dieser Frage richtig waren.

HK: Welche Gründe sind dabei für Sie maßgebend?

Tenhumberg: Die Gründe will ich Ihnen gerne nennen: 1. Die Priesterweihe für verheiratete Männer würde in der gegenwärtigen Phase der Kirchengeschichte praktisch eine Aufhebung des Zölibates bedeuten. In unserm Kulturbereich kann man nicht bewährte verheiratete Männer zu Priestern weihen und zölibatäre Priester, die in einer bestimmten Situation heiraten wollen, in den Laienstand zurückversetzen. Das würde keine Gemeinde verstehen. Auf lange Sicht kann man jedenfalls hier nicht mit zweierlei Maß messen. Die zum Zölibat entschlossenen Priester würden zum großen Teil in die Orden eintreten. Aber auch diese würden weiter schrumpfen. Heute ist der zölibatär lebende Weltpriester weitgehend auch ein Hinweis auf jene radikale Form des Christseins, die in den Orden verwirklicht werden soll.

2. Ein „Fakultativ-Zölibat“ führt praktisch zum Verschwinden des Zölibates. Bei der Abtrennung der altkatholischen Kirche waren führende Köpfe zunächst sehr bemüht, am Zölibat festzuhalten. Später begnügte man sich mit einer zwar eindrucksvollen und eindringlichen, aber bis heute erfolglosen Empfehlung. In anderen Kirchen ist es fast genau so. Der Zölibat bedarf — das erweist die Geschichte — einer institutionellen Solidarität („Wir-Entscheidung“).

3. Eine Preisgabe des Zölibates würde aber einen tiefgehenden Bruch mit der bisherigen Entwicklung der abendländischen katholischen Kirche bedeuten. Ökumenische Theologen, wie der Lutheraner Prof. Peter Meinhold (Kiel), haben uns wiederholt gemahnt, als Kirche das Charisma ehelosen Priestertums in die wiedervereinigte Christenheit miteinzubringen und es darum trotz aller Schwierigkeiten durchzuhalten.

4. Die Preisgabe des Zölibates aber würde den Priester-mangel nicht automatisch beheben. Der Mangel an Pfarrern bzw. an Seelsorgern ist in anderen Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften teilweise noch größer als in der katholischen Kirche mit ihrer Zölibatsverpflichtung. Hier zeigt sich, daß das Problem des geistlichen Amtes insgesamt zur Debatte steht. Es geht zunächst um eine Glaubensfrage.

5. Der Verzicht auf den Priesterzölibat würde übrigens nicht nur den individuellen priesterlichen Dienst, sondern auch die pastorale Struktur der Gemeinden und vor allem auch die Nachwuchssituation für die Orden wesentlich beeinflussen. Die große Blüte, die die Orden in der

katholischen Kirche immer wieder erlebten, hängt nicht zuletzt mit dem Bemühen um die Evangelischen Räte in unseren Pfarrhäusern zusammen. Der Ordensstand steht sozusagen auf den Schultern des Weltklerus. Ändern wir dessen Struktur, bricht auch das Ordensleben bis auf einen Rest zusammen. Auch darüber sollten uns die Erfahrungen in anderen Kirchen belehren.

6. Bei einer Entkoppelung von priesterlichem Amt und Zölibat befürchte ich zudem in der gegenwärtigen Phase unserer Entwicklung und insbesondere in der allgemeinen Wohlstandspsychose, von der selbst Länder in der Dritten Welt befallen sind, die noch größere Versuchung zu einer totalen Verbürgerlichung des priesterlichen Lebensstils, die gerade jetzt schon groß genug ist.

7. Gerade in dieser Phase unserer Zivilisation kommt dem Zölibat viel mehr als früher noch die Bedeutung eines prophetischen Protestes zu. Dieses Zeichen wird übrigens auch heute verstanden, auch wenn man es nicht wahrhaben will. Filme, Romane und Fernsehsendungen sind — wenn auch in der fast totalen Negation — voll davon. Es ist schon ein Zeichen vitaler Kraft, wenn eine Glaubensgemeinschaft ihren Priestern ein solches wahrhaftig nicht geringes Opfer zumuten kann und diese in ihrer überwältigenden Mehrheit dabei in ihren Gemeinden absolut glaubwürdig sind.

HK: Führt aber eine solche Haltung nicht zu einer geistlichen Unterbewertung der verheirateten Geistlichen in anderen christlichen, selbst mit Rom unierten Gemeinschaften?

Tenhumberg: Keineswegs. Aber Ihre Frage erinnert mich daran, daß manches Stück der Anti-Zölibats-Kampagne von einem eigenartigen ökumenischen Pessimismus inspiriert ist. Wenn man als Christ an das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche glaubt und den ökumenischen Aufbruch der letzten Jahrzehnte nicht für bloße Machenschaft hält, darf man doch wohl annehmen, daß schon in den nächsten Jahrzehnten erste entscheidende Schritte zu einer wenigstens partiellen korporativen Wiedervereinigung der getrennten Christenheit möglich werde. Ich bekenne mich jedenfalls zu dieser Hoffnung und sehe eine Aufgabe darin, an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. Wenn es aber so ist, werden eines Tages im Bereich der wiedervereinigten Christenheit Gemeinden in kirchlicher Verfaßtheit mit verheirateten Pfarrern in Einheit mit Rom neben den römisch-katholischen Gemeinden mit zölibatären Priestern leben. Entscheidend ist dabei, daß die jeweilige kirchliche Gemeinschaft die jeweilige Gestalt des priesterlichen Dienstes trägt und ihren Amtsträgern bei der Erfüllung ihres Zeugnisses den nötigen Halt und Lebensraum gibt. Das ist die Vision einer sinnvollen Pluralität christlichen Dienstes in einer wiedervereinigten Christenheit, die durchaus nicht unrealistisch ist, wie es partielle Vorgänge — trotz ihrer Mangelerscheinungen — im Bereich der Ostkirchen erwiesen haben. Ich sehe keine grundsätzliche Schwierigkeit, dann

ggf. einem jungen Menschen, der sich auf jeden Fall zum priesterlichen Dienst berufen fühlt, aber ebenso sehr auch die Berufung zur Ehe empfindet, den Übertritt in einen anderen „Ritus“ zu ermöglichen. Die jeweilige Kirche muß um ihren je besonderen Auftrag wissen und ihn getreu durchhalten.

HK: Die Zölibatsdiskussion hat — von besonders gelagerten Fällen abgesehen — zwar wieder an öffentlicher Resonanz verloren. Ist die Kirche angesichts der veränderten Wertschätzung des Zölibats nicht dennoch vor die Alternative gestellt, von einem zölibatären Priesterbild mit zweifellos hohen ethischen und geistlichen Qualitäten Abschied zu nehmen oder auf Dauer den Zusammenbruch der ordentlichen Seelsorge zu riskieren?

Tenhumberg: Ich glaube nicht, daß die Alternative darin besteht, vom Zölibat Abschied zu nehmen oder auf die Dauer den Zusammenbruch der ordentlichen Seelsorge zu riskieren. Von einem Zusammenbruch der ordentlichen Seelsorge kann jedenfalls in den westeuropäischen Ländern zur Zeit nicht die Rede sein. Alle Welt ist sich darin einig, daß die Zölibatsfrage nicht den Kern der gegenwärtigen Krise darstellt. Wie soll man dann hoffen, mit einer Preisgabe des Zölibats den Zusammenbruch der ordentlichen Seelsorge schon vermieden zu haben! Andere christliche Kirchen, die den Zölibat nicht kennen, stehen vor den gleichen, wenn nicht noch größeren personellen Problemen. Die Kirche dürfte auch von statistisch feststellbaren „veränderten Wertschätzungen“ allein ihr jeweiliges Verhalten nicht abhängig machen. Es gibt Bereiche und Sachverhalte, die trotz gegenläufiger Trends durchgehalten werden müssen. Die Kulturgeschichte der Menschheit ist voll davon. Ethik ist überhaupt nur möglich, wenn man ein solches demokratie-kritisches Prinzip anerkennt. Die geschichtliche Erfahrung der Kirche zeigt, daß es andere Mittel gibt, den Bedürfnissen der ordentlichen Seelsorge nachzukommen.

„Pastorale Berufe, die mehr und mehr den priesterlichen Beruf ergänzen“

HK: Wenn man am Zölibat festhalten und aus gleichem Grunde die Weihe Verheirateter nicht will, welche Alternativen bleiben dann noch? Welche konkreten Vorschläge sind in diesem Punkt von der Synode zu erwarten?

Tenhumberg: Hier ist auf die pastoralen Berufe hinzuweisen, die mehr und mehr den priesterlichen Dienst ergänzen: z. B. Seelsorgehelferinnen bzw. Pastoralassistenten(-innen) und Gemeindereferenten(-innen), Laientheologen und Diakone. Diese sind nicht eine Frucht der Zölibatsdiskussion aus den letzten Jahren. Sie sind vielmehr in der kirchengeschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte bereits grundgelegt und in ihren Ansätzen im II. Vatikanischen Konzil ermutigt bzw. ermög-

licht worden. Diese innerkirchliche Entwicklung ging zunächst überhaupt nicht von der Zölibatsfrage aus. Sie ist vielmehr eine Frucht jenes innerkirchlichen Erneuerungsprozesses, der im Grunde schon seit der Aufklärung, spätestens seit dem Ende des Kirchenstaates, in vollem Gang ist. Ich denke da etwa an die neue Stellung der Frau in der Kirche. Schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, als von einem Priesterangel noch nicht die Rede war, entstand wegen der besonderen pastoralen Aufgaben in der Großstadtseelsorge der Beruf der Seelsorgehelferin. Die Bedeutung, die dieser Pionierleistung zweier Frauengenerationen, die seither — heute mehr als 3000 in der BRD — im seelsorglichen Gemeindedienst stehen, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Das Berufsbild ist heute weiter abgeklärt. Die Berufsbezeichnung „Gemeindereferentin“ bzw. „Pastoralassistentin“ scheint darum angemessener als die ursprüngliche. Die Entwicklung kann m. E. auch auf den Weihe-Diakonat für die Frauen zugehen. Ich nehme an, daß die Synode nach eingehender Diskussion ein diesbezügliches Votum verabschieden wird.

In ähnlicher Weise hat sich seit der Weimarer Zeit der Beruf des Laientheologen entwickelt. Auch das hing damals keineswegs mit der Zölibatsdiskussion zusammen. Es ging einfach um eine Antwort auf die Frage, wie denn der Religionsunterricht in den Schulen und andere Aufgaben, die eine theologische Qualifikation erfordern, auch von Laien auf eine bestmögliche Weise erfüllt werden könnten. Ohne die Laientheologen und -theologinnen wäre der Religionsunterricht in unseren Schulen längst zusammengebrochen. Ein Großteil kirchlicher Aufgaben, etwa im publizistischen Bereich, in der Erwachsenenbildung und in anderen Aufgabengebieten, könnte eben nicht erfüllt werden. Praktisch hat sich — wenigstens in Deutschland — in den letzten Jahrzehnten das Amt eines kirchlichen „Lehrers“, wie es in der Urkirche offensichtlich neben dem Presbyteramt einmal selbstverständlich war, wieder erneuert (vgl. Eph 4, 11 ff.), bzw. könnte es auf eine zeitgemäße Art wieder erneuert werden. Es wäre nun gerade nicht sinnvoll, alle verschiedenen Dienste wieder in einem einzigen Amt zusammenzufassen, d. h. allen wiederum die Priesterweihe zu erteilen. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte ging eben auf eine Auseinanderfaltung der vielen Dienste, die sich in den letzten Jahrhunderten — bedingt durch die jeweiligen Zeitumstände — in dem einen priesterlichen Amt jeweils angesammelt hatten. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte käme es nun darauf an, das Berufsbild und Selbstverständnis der einzelnen Dienste anzuerkennen und sie besser zusammenzuordnen.

Schließlich hat das II. Vatikanische Konzil den sog. ständigen Diakonat wieder erneuert und ihn auch für „in Ehe und Beruf bewährte Männer“ vorgesehen. Die Hauptmotive des Konzils waren die außerordentlich guten Erfahrungen der Missionsbischöfe mit den Katechisten, das Bemühen, den pastoralen Reichtum der größeren Vielfalt im Bereich kirchlicher Dienste aus dem ersten Jahrtausend

wiederzugewinnen und mit der Erneuerung dieses Dienstes die Diakonie der Kirche angesichts neuer pastoraler und sozialer Aufgaben besser erfüllen zu können.

In diesen Bereich gehören dann schließlich auch die Versuche vieler deutscher Diözesen, durch den Einsatz von hauptamtlichen Pastoralassistenten insbesondere wichtige Spezialaufgaben, vor allem auch im Bereich der sog. Pfarrverbände, erfüllen zu können. Zu all diesen alten bzw. neuen Diensten wird die zuständige Kommission der Synode konkrete Vorschläge vorlegen.

„Selbstverständlich geht der pastorale Dienst allen anderen Erwägungen vor“

HK: Hoffen die Bischöfe auf verstärkten Zuzug Spätberufener über den zweiten und dritten Bildungsweg? Und sind solche Hoffnungen realistisch? Die sog. Seminare für Spätberufene haben die in sie gesetzten Hoffnungen wohl nicht ganz erfüllt. Auch die Zahl der Unverheirateten, die sich noch im fortgeschrittenen Alter voll in den Dienst der Kirche stellen, dürfte kaum größer werden.

Tenhumberg: Zunächst einmal ist es Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten der Zugang von „Spätberufenen“ zum Priesteramt prozentual keineswegs nachgelassen, sondern eher zugenommen hat. Für den Bereich Nordrhein-Westfalens kann ich jedenfalls feststellen, daß die entsprechenden Seminare die in sie gesetzten Hoffnungen durchaus voll erfüllt haben. Daß die Zahl der Unverheirateten, die sich noch im fortgeschrittenen Alter voll in den Dienst der Kirche stellen wollen, größer wird, vermute auch ich nicht. Wohl aber hörte ich in letzter Zeit verschiedentlich, daß junge Akademiker mit einem abgeschlossenen Studium Priester — in der Regel dann Ordenspriester — werden möchten. Vermutlich glauben sie, mit ihrer speziellen Ausbildung am ehesten als Ordenspriester eingesetzt werden zu können. In Frankreich ist seit einigen Jahren ein Versuch im Gange, Studenten, die nichttheologische Disziplinen studieren, im Laufe des Studiums mit dem Priesterberuf bekanntzumachen, um sie dann ggf. nach Abschluß des ersten Studiums in einem verkürzten theologischen Studiengang auf die Priesterweihe vorzubereiten.

Solche Bemühungen und die Erfahrungen mit den sog. Spätberufenen erinnern mich daran, daß für viele junge Menschen das Jahr der Abiturprüfung für eine Berufsentscheidung im Grunde genommen zu früh ist. Aus dieser Beobachtung erwuchs der Vorschlag, dem Theologiestudium ein sog. Sozialjahr vorzuschalten. Die Diskussion darüber ist noch im Gange. Es sprechen viele Gründe dafür. Wichtig aber erscheint mir, daß wir ähnliche Versuche wie in Frankreich einleiten und auch jungen Akademikern anderer Disziplinen einen besonderen Weg zum Theologiestudium und zum Priestertum ermöglichen.

HK: Droht mit der bloßen Ausgliederung kirchlicher Dienste für Laien (und Diakone) nicht eine weitere fast notwendig gewordene sakramentalistische Einengung des Berufsbildes der Priester? Gerade die Furcht vor einer solchen Einengung macht bereits jetzt einen Teil des Unbehagens bei den jungen Priestern aus. Geraten wir auf diesem Wege irgendwann nicht in neue Sackgassen?

Tenhumberg: Die Furcht ist dann berechtigt, wenn sich der Priester selbst auf ein sakramentalistisches Berufsbild festlegen ließe. Bis heute klagen die Priester mehr über die Fülle der je verschiedenen Aufgaben und Anforderungen. Den priesterlichen Dienst kann man auch in Zukunft sicher nicht von der Frage her beschreiben, was denn allein der Priester könne: Beicht hören und die hl. Messe feiern. In einem richtigen neutestamentlichen Verständnis kann man den priesterlichen Beruf als einen „Dienst der Einung und der Einheit“ beschreiben. Die Erfüllung dieses Dienstes geschieht durch die Glaubensverkündigung, die Sakramentspendung und die Gemeindeleitung.

Ich habe allerdings auch manche Klagen junger Priester gehört, daß sie — vor allem in traditionsreichen ländlichen und kleinstädtisch orientierten Gemeinden — besonders an Werktagen mit der Feier von hl. Messen aus Anlaß von Trauungen, Beerdigungen, Jubiläen usw. oft einseitig in Anspruch genommen seien. Aber da läßt sich durch eine vernünftige pastorale Planung und Orientierung der Gemeinden sicher eine entscheidende Verbesserung herbeiführen. Hat sich unsere Liturgische Bewegung in Deutschland nicht von Anfang an zu einseitig auf die Eucharistiefeier konzentriert? Haben wir andere Gottesdienstformen demgegenüber nicht vernachlässigt? Ist die „Eucharistie-Müdigkeit“ gerade der Jugend nicht ein Menetekel für eine einseitig orientierte Liturgie-Pastoral? In den Ostkirchen ist es aus theologischen Erwägungen Brauch, auch am Sonntag in der jeweiligen Gemeinde nur eine Eucharistiefeier zu halten und die Gläubigen, die aus wichtigen Gründen daran nicht teilnehmen können, für dispensiert zu betrachten oder zur Vesper einzuladen. Für unsere Verhältnisse sollte die Grundregel für unsere pastoralen Bemühungen allerdings lauten, daß in der Regel jeder Katholik Gelegenheit habe, am Sonntag die Eucharistie zu feiern. Gleichwohl gibt es viele Möglichkeiten für eine Differenzierung unseres gottesdienstlichen Lebens.

HK: Könnte nicht, um es ganz profan zu sagen, eine Lockerung des Laufbahnsystems eine Alternative zu einer ritualistischen Verengung des Berufsbildes sein? Ich meine die Möglichkeit, daß Akademiker und Nichtakademiker, die im seelsorglichen Kirchendienst tätig sind, sich die notwendige theologische Ausbildung erworben und sich in der Praxis bewährt haben, nach und nach über die Ordination zum priesterlichen Volldienst zugelassen würden?

Tenhumberg: Für solche Männer, die zu einem zölibatären Leben bereit sind, habe ich diese Frage oben bereits grundsätzlich positiv beantwortet. Nun kann ohne Zweifel niemand von uns über die Vorsehung Gottes verfügen. Sollten nach länger dauerndem Bemühen — wie ich es oben zu beschreiben versuchte — in der ganzen Kirche oder in bestimmten Gebieten trotzdem nicht genügend Priesterberufe vorhanden sein, ginge selbstverständlich der notwendige pastorale Dienst allen anderen Erwägungen vor. Für diesen Fall aber wäre dann der Aufbau eines ständigen (hauptamtlichen und nebenamtlichen) Diakonates und die Beauftragung von Laien mit bestimmten pastoralen Diensten die beste Voraussetzung dafür, daß die Kirche in einer solchen Situation dann nicht hilflos dastünde. Sie könnte dann entsprechend dem jeweiligen Bedürfnis eine Auswahl treffen. Insofern ist ein geduldiger und systematischer Aufbau des Diakonates in den verschiedenen Formen des haupt- und nebenamtlichen Dienstes auf jeden Fall richtig. Ähnliches gilt für die Beauftragung von Laien mit pastoralen Aufgaben. Wollte man aber diese Dienste jetzt mit dem Hintergedanken einer verkappten Hinführung zum verheirateten Priester aufbauen, so hätte man sie von Anfang an verfälscht. Auf solchen Tricks und taktischen Finessen könnte Gottes Segen nicht ruhen. Ich persönlich glaube auch nicht daran, daß die Entwicklung so verlaufen wird.

HK: In letzter Zeit wird auch häufiger die Möglichkeit einer Ordination für Teilbereiche diskutiert, allerdings stärker im Ausland als in der Bundesrepublik. Wenn ich richtig sehe, will man damit einerseits den (teils notwendigen) Trend zur Spezialisierung „sakramental“ zur Deckung bringen; zum anderen auch damit eine größere Vielfalt von Zugängen (mit unterschiedlichen Ausbildungsgängen) zum geistlichen Amt ermöglichen. Wird dieser Weg auch in der Synode erörtert?

Tenhumberg: Es ist möglich, daß diese Frage auch in der Vollversammlung der Synode erörtert wird. In den zuständigen Kommissionen kam sie wiederholt zur Sprache. Bei der theologischen Besinnung auf das Wesen des kirchlichen Amtes stellte sich allerdings bald heraus, daß eine Ordination für Teilbereiche bzw. Teilaufgaben nicht sinnvoll ist. Die Ordination bedeutet grundsätzlich immer eine Inanspruchnahme des Menschen für das priesterliche Amt der Kirche und die sakramentale Zusage für die dafür notwendige Vollmacht. Grundsätzlich wird der Priester also für den Gesamtbereich amtlichen kirchlichen Dienstes geweiht. Die Weihe hat insofern also einen uneingeschränkten Charakter. Aus dieser umfassenden Bevollmächtigung kann der einzelne Priester dann selbstverständlich bestimmte Schwerpunkte speziell realisieren. Umfassende Amtsvollmacht schließt also Spezialisierung nicht aus. Bei diesem theologischen Verständnis ist dann keineswegs ausgeschlossen, eine größere Vielfalt von Zugängen zum geistlichen Amt zu ermöglichen, etwa Ingenieure, Ärzte, Erzieher usw., nach einer spezifischen theo-

logischen Zusatzausbildung zur Priesterweihe zuzulassen. Die diesbezügliche Vorlage der Kommission VII für die Gemeinsame Synode sieht eine allgemeine Empfehlung zur Überprüfung der bisherigen Zugangswege zum priesterlichen Dienst vor.

„Nicht eine Art Zwei-Klassen-Priestertum schaffen“

HK: Bisher war man gewohnt, den Priester weitgehend unabhängig von der Struktur der Ortskirche zu sehen, oder ging einfach vom bestehenden Pfarrsystem aus. Werden aber durch Spezialisierung einerseits, durch immer mehr priesterlose Gemeinden resp. Ortschaften andererseits nicht neue Modelle mit aufgefächerten örtlichen und überpfarrlichen Diensten und Priestertypen (Vollzeit-, Teilzeitpriester) zwingend?

Tenhuberg: Sie liegen sich zumindest dort nahe, wo entsprechende Voraussetzungen (Spezialisierung einerseits und priesterlose Gemeinden andererseits) gegeben sind. In den meisten Diözesen ist bereits jetzt eine Überprüfung des bestehenden Pfarrsystems im Gange. Diese ist allerdings nicht allein vom Priestermangel her zu begründen. Sie hängt auch mit der überall im Gang befindlichen bzw. eben abgeschlossenen kommunalen Gebietsreform und mit anderen sozial-ökonomischen Faktoren zusammen. In der Regel scheint sich folgende territoriale Abstufung in den Bistümern abzuzeichnen: Bistum — Region — Dekanat — Pfarrverband — Pfarrei bzw. Ortsgemeinde. Die speziellen pastoralen Dienste müßten in der Regel überpfarrlich, häufiger also im Bereich des Pfarrverbandes oder des Dakanates, angeboten werden. In den Pfarrverbänden sind die verschiedenen pastoralen Dienste (Priester, Diakone, Laien) in der Seelsorgekonferenz zusammengefaßt. Sie sind für die pastorale Planung und deren Durchführung aufeinander angewiesen und miteinander verantwortlich. Die Priester in diesen Pfarrverbänden übernehmen vielfach neben ihrer territorialen Aufgabe in der einzelnen Gemeinde noch eine kategoriale Aufgabe im Sinne ihrer speziellen Begabung bzw. Ausbildung. Sogenannte „Teilzeitpriester“ haben wir in Deutschland, abgesehen von den hauptamtlichen Religionslehrern, die gleichzeitig in den Gemeinden pastoral tätig sind, nicht. Ich sehe keine grundsätzlichen Schwierigkeiten, etwa in einem Pfarrverband eines Industrieortes zeitweise einen Priester als „Arbeiterpriester“ in einem Industriebetrieb stunden- oder tageweise mitarbeiten und in der übrigen Zeit in der Gemeinde oder im Pfarrverband wirken zu lassen.

HK: Um unsere Frage noch etwas zu konkretisieren, es ließe sich sehr gut vorstellen, daß in einer Stadtregion oder in einem kirchlichen Zentrum eines Gemeindeverbandes ein zentrales Priesterteam mit einer Gruppe von Mitarbeitern (Seelsorgshelfer, Diakone) die Seelsorge

einer Stadt oder eines Gemeindeverbandes auf dem Land verantwortlich trägt, aber in Zusammenarbeit mit ordinierten „bewährten Männern“ in Wohnvierteln oder in pfarrerlos gewordenen Dörfern ...

Tenhuberg: Gut vorstellen läßt sich das gewiß. Das Modell möchte einerseits am zölibatären Priestertum für den hauptberuflich tätigen Priester festhalten, andererseits mit ordinierten bzw. „bewährten Männern“ in Wohnvierteln oder pfarrerlos gewordenen Dörfern den Priesterdienst sicherstellen. Diese Aufteilung in hauptamtlich zölibatäre Priester und nebenamtliche nicht-zölibatäre Priester ist aber nicht durchzuhalten. Wenn im Zentralort des Pfarrverbandes ein dreißigjähriger Priester in seiner Zölibatsentscheidung verunsichert ist und unbedingt heiraten möchte, wird kein Bischof der Gemeinde klar machen können: dieser müsse laisiert werden, während in der Nachbargemeinde ein verheirateter Priester seinen Dienst tut. Über kurz oder lang muß man dann die Priesterheirat grundsätzlich freigeben. Damit ist aber der Zölibat für Weltpriester nach aller geschichtlichen Erfahrung der Kirche auf eine minimale Restexistenz (mit dem Verdacht auf Sonderlings-Naturen) oder auf einen Rest an zölibatärem Mönchtum eingeschränkt. Nur wer eine solche Entwicklung zu bejahen bereit ist, darf den ersten Schritt zu einer solchen Entwicklung tun. Er muß dann aber auch wissen, was er zu verantworten hat. In unseren sozialen und kulturellen Verhältnissen ist auch ein Nebeneinander von zölibatärem, theologisch gut gebildeten Klerus neben dem verheirateten Priester ohne theologische Fachausbildung nicht möglich, es sei denn, wir wollten eine Art Zwei-Klassen-Priestertum schaffen. Die ostkirchliche Situation muß man aus den dortigen historischen, kulturellen und religiös-kirchlichen Verhältnissen würdigen. Es geht nicht darum, sie abzuwerten. Wohl geht es um die Erkenntnis, daß bestimmte Charismen, wenn sie als Zeichen bleiben und wirken sollen, rechtlicher und anderer institutioneller Sicherungen bedürfen. Die Existenz der Orden und des Ordensrechtes beweist das. Alles in allem: Ich sehe in den gegenwärtigen Verhältnissen nur den Imperativ: Alle kirchlichen Kräfte (besonders die vom Herrn selbst empfohlenen) aufzuwenden, um die genügende Zahl an geistlichen Berufen sicherzustellen. Die Kirche hat in anderen Zeiten ihre jeweiligen Krisen damit überwunden. Warum sollte das heute nicht möglich sein!

HK: Einmal angenommen, die Wirklichkeit bewege sich in absehbarer Zeit dennoch in Richtung solcher Modelle, böte sich der Kirche dann nicht auch die Chance einer differenzierteren Ausbildung mit einer lebensnäheren Mischung von Theologie, menschlicher Erfahrung und seelsorglicher Praxis, die Sie im Grunde doch bejahen?

Tenhuberg: Ich sagte schon, daß ich in absehbarer Zeit solche Modelle mit „bewährten Männern“ als verheirateten Priestern nicht für realistisch halte. Die Chance einer

differenzierten Ausbildung mit einer lebensnäheren Mischung von Theologie, menschlicher Erfahrung und seelsorglicher Praxis haben wir aber auch ohnedies. Wir brauchen nur die akademischen Zugangswege zum priesterlichen Amt neu zu bedenken, die Ausbildung differenzierter zu gestalten und Möglichkeiten zu schaffen, bewährte Männer mit entsprechender Ausbildung in der Theologie, menschlicher Erfahrung und seelsorglicher Praxis (etwa als Pastoralassistenten oder Diakone) zur Priesterweihe zuzulassen. Gerade die Bereicherung des kirchlichen Lebens, die in den nächsten Jahrzehnten durch den Diakonat und die anderen pastoralen Dienste zu erwarten ist, werden wir auch für den Priesterberuf fruchtbar machen können. Vielfach wird auch erwogen, Frauen zum priesterlichen Amt zuzulassen. Die theologische Diskussion darüber ist aber noch keineswegs abgeschlossen. Ich habe mir in dieser Frage noch keine endgültige Meinung gebildet.

„Für die Priesterausbildung jetzt schon neue Wege beschreiten!“

HK: Noch zwei Fragen, Herr Bischof, zunächst die vermutlich entscheidendere. Der Priesterberuf ist, in welchen Gestalten er sich auch jeweils verkörpert, nicht einfach ein Beruf wie jeder andere. Es bedarf einer im Glauben geformten existentiellen Dichte und einer zeugnisfähigen spirituellen Tiefe. Das traditionelle Priesterbild ist durch unleugbare geistliche Qualitäten geprägt, freilich nicht selten auf Kosten der Realitätsnähe, schlimmstenfalls auf Kosten der persönlichen Reifung. Bei Vervielfältigung der Zugänge und der Priestertypen ergäbe sich wohl von selbst der Zwang zu einer lebensnäheren Spiritualität. Über ihre Qualität würde neben der Ausbildung und, mit ihr gekoppelt, der praktische Dienst entscheiden. Ließen sich diese Chancen in der kirchlichen Praxis nicht jetzt schon nutzen?

Tenhumberg: Ich bin der Meinung, daß sich diese Chancen durchaus jetzt schon nutzen ließen, und zwar auch unter Beibehaltung der Verpflichtung zur Ehelosigkeit. Denn an sich besagt die Ehelosigkeit durchaus noch keinen Mangel an Realitätsnähe oder persönlicher Reifung. Gerade das ungeheure Anwachsen der Ehekrisen und Ehescheidungen weist darauf hin, daß die Verheiratung zunächst noch kein Beweis für Realitätsnähe oder persönliche Reifung ist. Die Ehe kann gewiß beides fördern. Aber die ständige Sorge um die Gemeinden, das Bemühen um das „was des Herrn ist“, die Grundkraft der Liebe, die im ehelos priesterlichen Lebensdienst wirksam sein muß, kann das nicht minder. Ich halte es für gut, wenn in Zukunft neben dem unverheirateten Priester auch der verheiratete Amtsträger (Diakon) stehen kann. Beide Chancen und Gnadengaben können dabei also in den pastoralen Dienst eingebracht werden. Die Gemeinden können vom verheirateten Diakon, der ein vorbildliches

Eheleben führt, am geistlichen Reichtum einer solchen Familie Anteil nehmen, wenn der Diakon aus solcher Erfahrung predigt und entsprechend seinem Auftrag den sakramentalen Heildienst der Kirche versieht. Sie können andererseits im ehelosen Priester jene Verfügbarkeit erfahren, die trotz aller menschlicher Gebrechlichkeit nur aus einer Liebe „um des Himmelreiches willen“ möglich ist. Und was die lebensnahe Spiritualität angeht, so ist auch diese durch die Eheschließung nicht einfach schon gesichert. Die unleugbaren geistlichen Qualitäten, die mit dem traditionellen Priesterbild gegeben waren und gegeben sind, sollten wir eben nicht so leicht aufs Spiel setzen. Der verheiratete Diakon gibt uns jetzt die Möglichkeit, sie durch die ebenfalls unleugbaren geistlichen Qualitäten einer sakramental gelebten Ehe zu ergänzen. Für die Priesterausbildung könnten wir auch jetzt schon neue Wege beschreiten, die eine stärkere Berücksichtigung praktischer Begabung und Erfahrung möglich machen. Ein weitergehender Schritt hätte heute unabsehbare Konsequenzen.

HK: Gegenwärtig scheint gerade in der spirituellen Prägung, die die Gabe des Glaubenszeugnisses einschließt, zwischen Priester- und sog. Laientheologen, die zum kirchlichen Dienst bereit sind, eine Lücke zu klaffen. Läßt sich diese Lücke nicht ein Stück weit durch Annäherung der Berufsbilder und Ausbildungsgänge zugunsten eines klareren geistlichen Profils des gesamten (seelsorglichen) kirchlichen Dienstes schließen?

Tenhumberg: Wir haben der spirituellen Prägung der Laientheologen sicher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. In der Ausbildung und in der Praxis kommt es nun darauf an, daß sowohl in der Wissensvermittlung als auch im geistlichen Leben das jeweils Gemeinsame und das jeweils Spezielle zum Ausdruck kommen. Die Berufsbilder sind nun einmal verschieden und müssen es sein, wenn es zu einer Pluralität des pastoralen Angebotes — oder wie man es nennen mag — kommen soll. An diesen pastoralen Aufgaben müssen auch die Ausbildungsgänge orientiert sein. Sie werden in der theologischen Wissenschaft weitgehend gemeinsam sein müssen und können, in der Einübung zur pastoralen Praxis aber schon die jeweils verschiedenen Funktionen in der Gemeinde bzw. in den speziellen pastoralen Aufgabenbereichen berücksichtigen müssen. Man muß hier übrigens die Vielschichtigkeit des Begriffs „Laietheologen“ sehr wohl im Auge haben. In diesem Begriff steckt eine ganze Reihe von Berufsbildern. Da sind einmal die Religionspädagogen der verschiedenen Schularten und Schulformen, die Spezialisten in der theologischen Erwachsenenbildung, die Experten für die theologische Publizistik, die Pastoralassistenten, ein Teil der haupt- oder nebenamtlichen Diakone usw. Das klare geistliche Profil ist nur durch die Profilierung des je eigenen Rufes und unter Einbeziehung dieses Berufsfeldes zu gewinnen. Der gesamte kirchliche Dienst kann nur aus der Profilierung der einzelnen Dien-

ste gewinnen. Eine spirituelle Nivellierung der Einzeldienste wäre für niemanden ein Gewinn. Die beste Lösung sehe ich darin, daß in der pastoralen Praxis das jeweils notwendige gemeinsame Handeln (etwa die regelmäßigen Pastorkonferenzen) spirituell geprägt wird. Die gemeinsame Aufgabe führt dann von selbst zur Erkenntnis der tiefen geistlichen Gemeinschaft. Eine solche funktional orientierte Spiritualität ermöglicht dann auch die emotionale Integration der verschiedenen Dienste.

In den Schwierigkeiten, die wir mit der spirituellen Prägung sowohl der Priesteramtskandidaten wie auch der Laientheologen und Pastoralassistenten haben, zeigt sich übrigens ein kirchliches Manko, das auch andere Bereiche

betrifft. Warum haben denn inzwischen Hunderttausende und Millionen Meditation und Transzendenzerfahrung im außerchristlichen Bereich gesucht? War die spirituelle Prägung unseres Gemeindelebens nicht in den letzten Jahrzehnten einfach unterentwickelt? Wo findet denn ein Durchschnittslaie in der Hetze seines entseelten Alltags in unseren Durchschnittsgemeinden das, was er an innerer Sammlung, Besinnung und Vertiefung braucht? Welch eine Fülle von Möglichkeiten und Aufgaben wartet hier auf die verschiedenen pastoralen Dienste! Der eucharistische Gottesdienst der Zukunft wird von der Fruchtbarkeit solch reifer pastoraler Bemühungen abhängen. Auch hier zeigt sich, daß der eine Dienst den anderen ergänzt, aber nicht ersetzt.

Dokumentation

Wozu Religionsunterricht?

Ein Hirtenbrief der hessischen Bischöfe zum Schuljahrbeginn

Zum Schuljahrbeginn 1973/74 veröffentlichten die Bischöfe von Fulda, Limburg, Mainz und der Kapitularvikar von Paderborn einen eigenen Hirtenbrief zur Situation des Religionsunterrichts an den Schulen. Das Schreiben der Bischöfe dürfte über Hessen hinaus Bedeutung haben.

Der Religionsunterricht an den Schulen ist in eine Situation geraten wie kein anderes Schulfach. Seine Geltung ist in der Öffentlichkeit heftig umstritten.

Der Religionsunterricht hat eine große Gegnerschaft: eine, die sich offen für seine Abschaffung einsetzt; eine, die ihm gleichgültig gegenübersteht; eine, die ihn mit guter Absicht radikal verändern will; und schließlich eine, die ihn in ebenso guter Absicht als religiös-kirchliche Unterweisung ohne Rücksicht auf die veränderten Bedingungen bewahren will.

Worin besteht die Krise des Religionsunterrichts, und wer sind seine Gegner genau?

Die offene Gegnerschaft wird am besten umschrieben durch folgende Thesen. Erstens: Wenn feststeht, daß alles auf der Welt Materie ist und durch menschliches Wissen grundsätzlich erforscht und gebraucht werden kann, dann können Gerechtigkeit und Ausgleich der Gegensätze hier und jetzt schon endgültig hergestellt werden, und die Menschen brauchen Glauben und Erlösung nicht. Zweitens behaupten die Gegner, daß der Mensch durch den Fortschritt die Welt immer bequemer, ungefährlicher und angstfrei machen kann; daher braucht er Gebet und Hoffnung nicht. Drittens glauben sie, daß menschliche Freiheit und menschlicher Verstand so selbständig und unfehlbar sind, daß Gebote und Hilfen aus dem Übernatürlichen ganz

überflüssig sind. Aus all diesen Gründen folgern schließlich radikale Gruppen, daß eine Minderheit von Bürgern und jungen Menschen, die dennoch den Religionsunterricht fordern, nicht länger toleriert werden können. Religionsunterricht muß endlich von der Schule verschwinden.

Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Religionsunterricht ist viel schwerer zu erfassen. Sie versteht sich im genauen Wortsinn so, wie es die Schüler sagen: „Bei Religion schalten wir ab.“ Oder: „Wenn wir schon durch die Taufe manipuliert sind, dann nicht auch noch durch den Religionsunterricht.“ Und viele Erwachsene kommen zu dem Schluß: „Sprachen, Mathematik, richtiges Deutsch sind allein notwendig, alles andere aber — auch Religionsunterricht — ist überflüssiges Zeug.“ Auch bei den offiziell Verantwortlichen ist der Religionsunterricht schließlich aus rein praktischen Gründen nicht beliebt: da muß Rücksicht auf die konfessionelle Verschiedenheit genommen werden, das bringt Probleme des Stundenplans; die wechselnden Schülerzahlen sind zu beachten und vieles mehr, was nur unnötige Arbeit macht.

Ferner ist die Verlockung, den Religionsunterricht in ein attraktives Fach zu verändern, in eine modische Aktualität zu flüchten, sehr groß — aus Angst, daß die Schüler ihre Freiheit nützen und am schwächsten Glied der Schule den Aufstand probieren könnten. Sie ist ebenso groß wie die Verlockung, im Religionsunterricht ein gesellschaftswissenschaftliches und psychologisches Fach zu sehen ohne jede Beachtung der eigentlichen Thematik dieser Fächer. Schließlich sei noch die große Gruppe derer erwähnt, die in subjektiver guter Absicht alles beim alten lassen